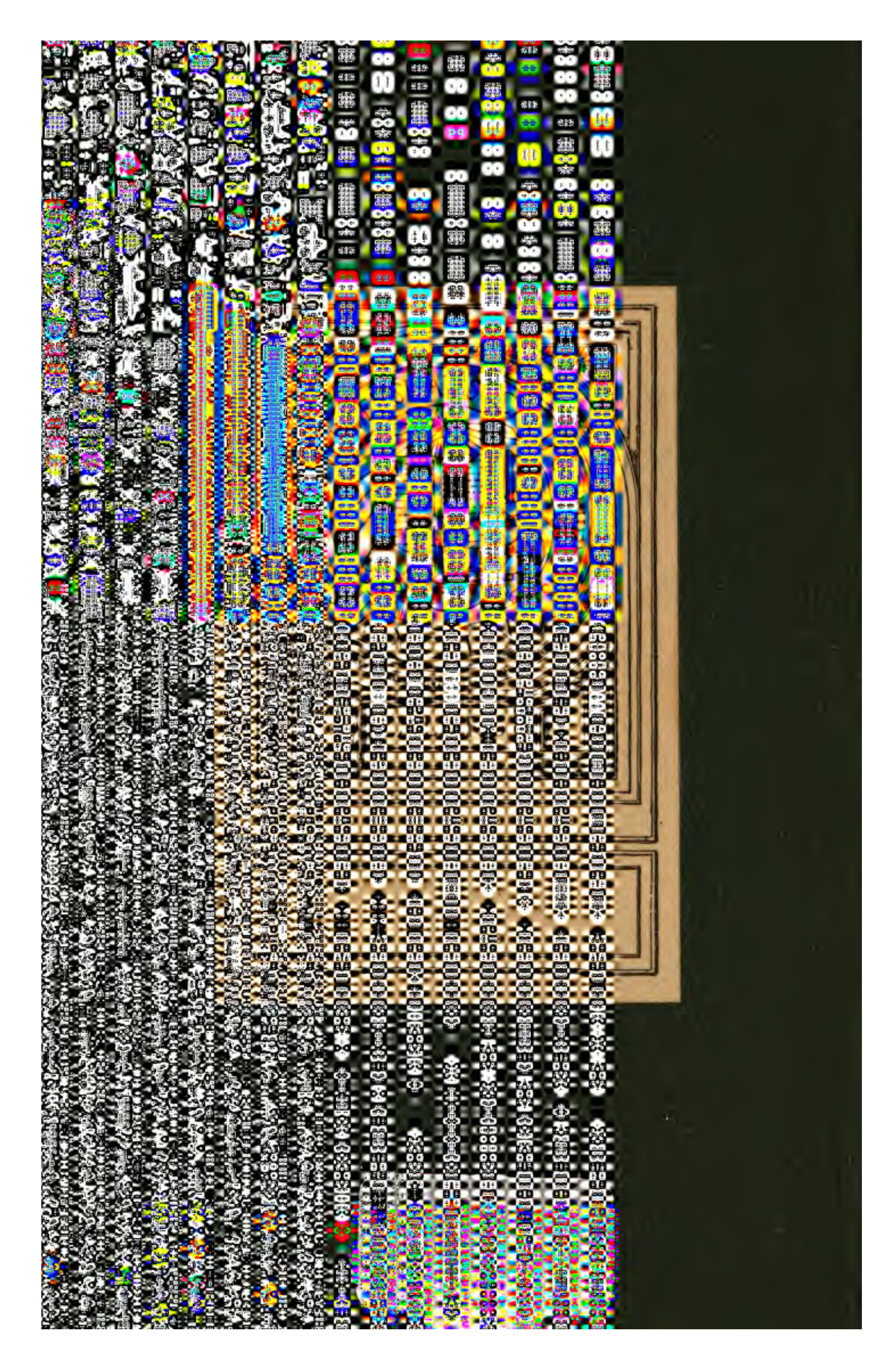
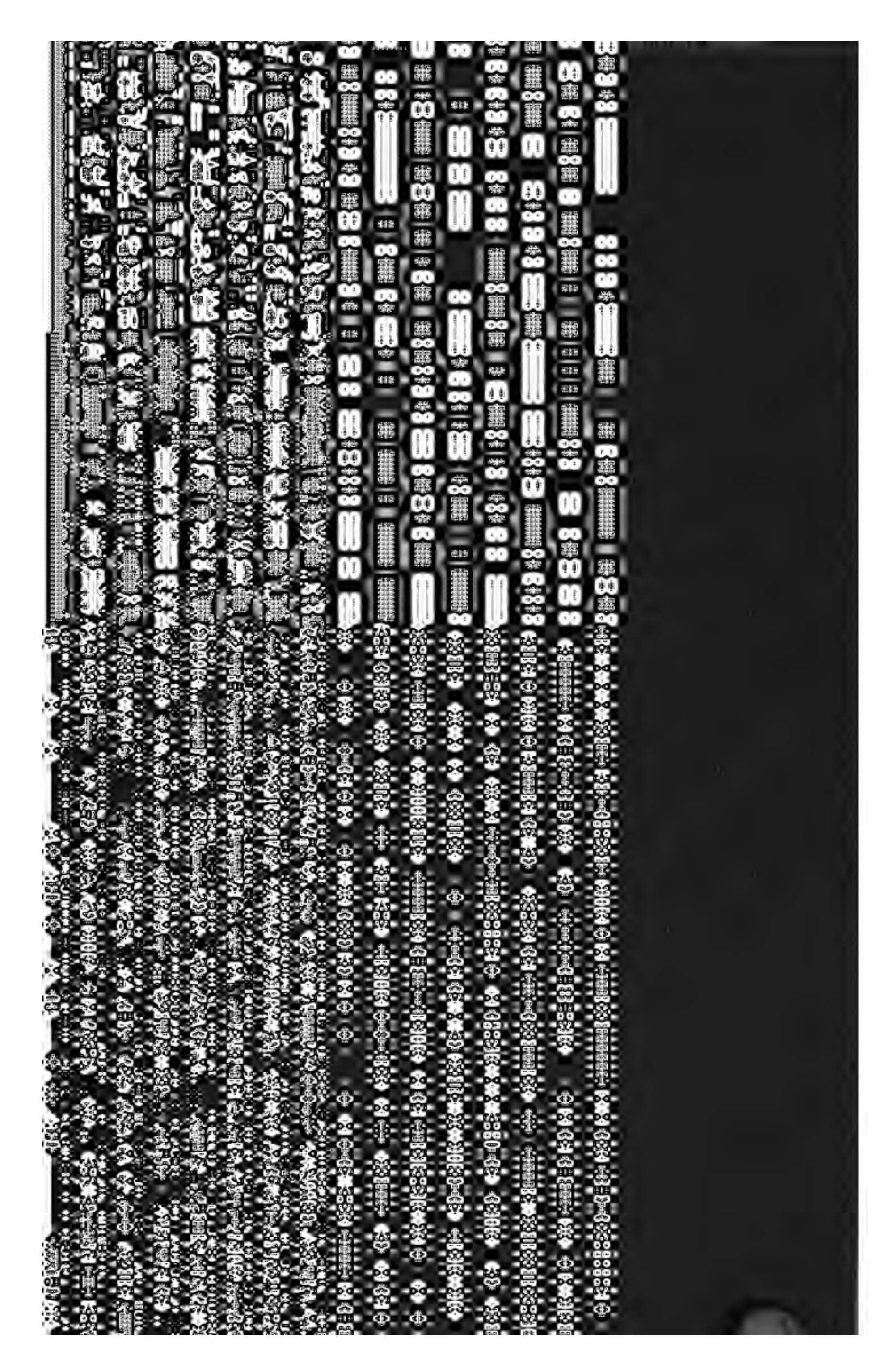
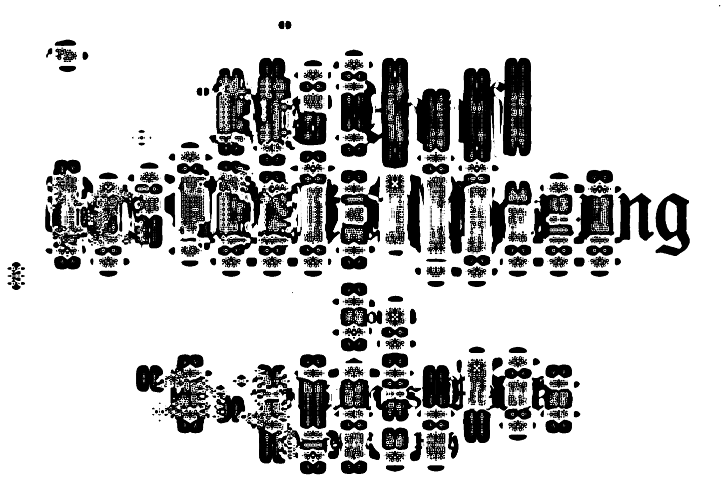
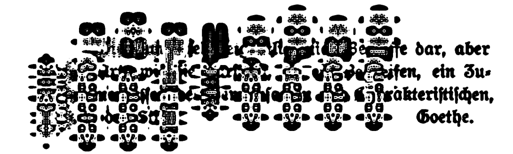




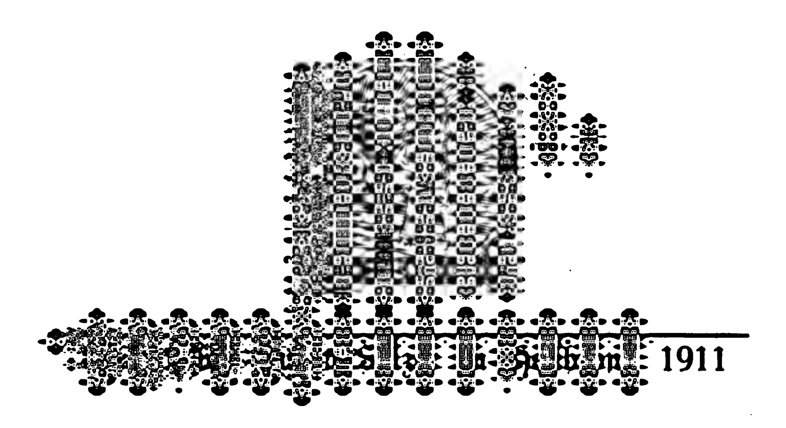
380





[illegible] dar, aber [illegible] eifen, ein Zu- [illegible] rakteristischen, [illegible]

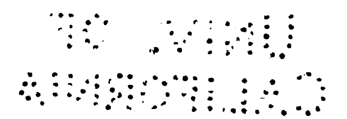
Goethe.



[illegible] 1911

Deckenzeichnung von Karl Breuer

▽▽



Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik in Niefern b. Pforzheim
:: Druck der Stuttgarter Setzmaschinendruckerei, G. m. b. H., Stuttgart ::

Meiner lieben Frau

Luise geb. Racine

zugeeignet.

I.

Zur Einführung in die Probleme.

Ein Vortrag.

Empfinden können alle Menschen gleich,
Das Schaun und Schaffen nur sind Künstlergaben.
Lessing.

Sie alle, meine Damen und Herren, befleißigen sich einer wichtigen Kunst, der Lebenskunst. Diese hat eine praktische und eine ideale Seite; mit der letzteren im engsten Zusammenhang steht die Weltanschauung.

Jeder über die animalen Bedürfnisse des Tages hinausstrebende Mensch hat Verlangen nach einer ihn befriedigenden Weltanschauung. Dies Sehnen nach Weltanschauung fordert Licht bis in die Tiefen des Herzens hinein. Kant hat uns gelehrt, daß wir von Meinungen zu Einsichten fortschreiten sollen. Die Einsicht soll Eigentum des ganzen Menschen sein, vom Kopf bis zum Herzen. Damit wird die Weltanschauung ein persönlicher Besitz.

Wie jedes Kunstwerk ein Urteil in Symbolen ausspricht, so ist auch die Weltanschauung ein Urteil, und zwar ein künstlerisch-intuitives; oder, genauer, ein Bündel von Urteilen, zusammengeschnürt mit den Fäden des Temperaments, des Gefühls, und der sonstigen Eigenart des Schauenden; aber immer ein künstlerisch-intuitives Urteil.

Kunst kommt von Können. Das Schauen ist eine Kunst — wer versteht sie recht? Ihre Schwierigkeit wächst mit der Größe der Aufgabe; was aber gäbe es Größeres, Weiteres, als die Welt?

Die Welt — was bedeutet sie? Eine Summe von Problemen, die sich beziehen auf die Gesamtheit von Natur, von Kunst, von Sitte, von Religion, von Wissenschaft und Technik. Diese Gesamtheit in geistigem Anschauen zu erfassen, das ist die große Kunst, die wir lernen sollen.

Ich bitte Sie, zu beachten, daß ich nicht sagte, die Welt sei der Inbegriff des Alls; denn dabei läßt sich nichts vorstellen. Nur auf Ausschnitte aus dem All habe ich hingezeigt. Die Welt umfaßt die Gebiete der Natur und der Freiheit, des Müssens, Sollens und Könnens, und sie erzeugt sich aus dem Zusammentreten des Wahrnehmbaren mit unserm Verstande und mit unsrer Vernunft. Wir schauen die Welt nicht bloß um uns her, sondern auch in uns, und wir sollen sie in beiden Fällen denkend anschauen. Dann erst gewinnen wir das Augenmaß für die ganze gesetzliche Grundlage der Welt, sie wird dann erst, um ein Wort Goethes zu gebrauchen, zur „Welt des Auges", aber nicht nur des körperlichen Auges, sondern auch des geistigen und des moralischen. Kants große Frage: Wie kann ich wissen, was soll ich tun? ist eine Weltanschauungsfrage. Und wenn auch die Welt aus Erfahrungselementen sich aufbaut, so ist sie als Ganzes doch keine Erfahrungstatsache, sondern eine Idee.

Mit magischer Gewalt fühlen wir uns angezogen von dieser Idee, und jede Weltanschauung ist ein Ausfluß menschlicher Sehnsucht. Darum fragt der Mensch auch weit mehr, als er Antworten erhält; und lückenhafte Bilder sucht er durch Formeln zu ergänzen. Wehe ihm,

wenn er den Wert solcher Formeln überschätzt, oder wenn sie zu Schlagworten entarten!

Schon Descartes stellte die *Anschauung* als Quelle aller Wahrheit, als Grundlage aller Erkenntnis hin. Darum verlangen wir nach Anschauung als unserm persönlichen Eigentum; nicht nur nach dem Besitz von Wissen, denn dieses liegt schon im Konversationslexikon aufgespeichert. Wohl muß die Weltanschauung Wissen voraussetzen; doch sie ist nicht gleichbedeutend mit Wissen, noch weniger mit einem Eintreten für Lehrmeinungen, von denen sie unabhängig bleiben sollte: *sie ist eine Kunst, zu schauen.*

Indem das anschauliche Wissen nach Darstellung und Darstellungsmitteln, kurz nach Gestaltung ringt, nimmt es seinen Platz ein an der Seite der Künste; seine Gesetze sind denen der letzteren verwandt. Wenn wir im Anschauen die Welt ergreifen, so bauen wir in der Weltanschauung eine eigene Welt auf; wir tun es dadurch, daß wir einer Idee Gestalt zu verleihen suchen. Schon in jedem Naturbilde, das unserer Anschauung vorschwebt, ist ein künstlerisches Problem zu lösen. Es gibt einen einfachen, großen Stil des Schauens wie des Denkens, der sich äußert in einem schönheitssicheren Blick, in Vornehmheit des Gefühls, in schöpferischer Kraft, in Klarheit des Aufbaus.

Jede Weltanschauung ist abhängig von äußeren Verhältnissen, die wir als das Milieu und als den Machtbereich des Menschen bezeichnen können. Nur in der Luft der Freiheit kann selbständige, d. h. persönliche Weltanschauung gedeihen. Doch auch ihr Machtbereich ist ein beschränkter, ist abhängig von den verschiedensten natürlichen, geschichtlichen, sozialen Zusammenhängen. Nicht nur die Großen, auch die Kleinen wollen eine Weltanschauung haben, und

sie reicht mit ihren Wurzeln bis in die Kinderstube zurück. Seit diesen Anfängen ihrer Entwicklung arbeiten innere und äußere Faktoren an der Reifung der Weltanschauung, die so zu einer Methode wird, die Einzelheiten in uns und um uns her einheitlich zu verbinden und zu unserm Ich in Beziehung zu setzen. Alle Kräfte unseres Verstandes-, Willens- und Gemütslebens sind daran beteiligt. Sofern wir die Weltanschauung in uns erleben, ist sie individualistisch, und in dieser Hinsicht gehen Weltanschauungen weit auseinander. Wir würden ins Uferlose geraten, wollten wir die Weltanschauung dahin analysieren, ob sie pessimistisch oder optimistisch, national oder kosmopolitisch, edel, egoistisch, verbrecherisch usw. wäre; man brauchte dann auch beim Menschen nicht stehen zu bleiben, sondern könnte von einer Weltanschauung des Zeisigs, der Heuschrecke, des Regenwurms sprechen. Das sei ferne! Nur mit der Weltanschauung des verständigen, sittlich normalen Menschen wollen wir es zu tun haben, und wenn diese für den einzelnen individualistisch bleibt, so ergibt sich doch ein Chor der in den Hauptstücken übereinstimmenden, mögen Milieu und Machtbereich noch so verschieden sein.

Indem der Mensch fast triebhaft nach Weltanschauung strebt, kämpfen Verstand und Phantasie gemeinsam um das Begreifen der Rätsel des Daseins. Die Naturbilder werden der Deutung unterworfen, die sittlichen Probleme zu begründen versucht; auch die verbotenen Pfade des Lebens sind nicht außer acht zu lassen, weil ihre Bedeutung für das Drama des Lebens kaum geringer ist als die der erlaubten.

Eine so wichtige Rolle die Phantasie in der Weltanschauung spielt, darf ihr nur Raum gewährt werden am Zügel des empfindlichsten Wahrheitsgefühls. Nur solcher

Wahrheitssinn hat den Werken der großen Naturforscher dauernden Wert verschafft, auch wenn sie zunächst von der Phantasie ihren Pfad erhellen ließen.

Gewiß soll uns Lebensglut durchströmen, wenn wir schauen und urteilen; eine blutleere Weltanschauung ziemte nur den Schatten im Hades. Doch das Temperament ist zu mäßigen, es darf nicht in Leidenschaft aufflammen, in deren Banne keine Wahrheit gedeiht. Nur so können wir zu einer Harmonie der Anschauung gelangen, die für den Menschen ein tiefes Bedürfnis ist. Gewiß wird solche Harmonie keine vollständige sein, und gelegentliche Dissonanzen wirken erfrischend; sonst gäbe es auch keine Verschiedenheit berechtigter Weltanschauungen. Die Einzelbilder der Natur und des Menschenlebens werden durch eine Art von Abstraktionsverfahren zusammengeschaut, wie unser Auge eine Landschaft aus der Ferne als einheitliches Gebilde erblickt, das beim Näherkommen sich auflöst in Bäume, Kräuter, Steine usw., deren Analyse wir mit dem Mikroskop noch viel weiter treiben könnten.

Die Weltanschauung ist ein wichtiges Stück der Persönlichkeit, eine wesentliche Seite unseres Kulturlebens, uns so nötig, wie die Nahrung dem Körper. Ein berechtigter Wunsch des Menschen ist, seiner Weltanschauung froh zu werden, wie er Freude haben will an der Tagesarbeit, am eigenen Leben, am Vaterlande, an der Natur. Gewiß mischen sich Schatten in jedes sonnige Weltbild, doch wir können das Unsrige dazu tun, daß die Schatten nicht überhandnehmen. Auch das ist eine Aufgabe für künstlerisches Geschick, und wer sie nicht lösen kann, verdient unser Mitleid.

Soweit der Mensch sich denkend um eine Weltanschauung bemüht, wird stets den eigenen Einfällen ein geringerer Einfluß zukommen als fremden, oft unbewußt ein-

gefangenen Gedanken. Und das ist gut. Ich erinnere Sie an Goethes Wort: „Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken." Aber fremde Gedanken sollen in assimilierter Form sich geltend machen; dann bleibt das Schauen ein selbständiges Können des Menschen. Er soll sich nicht abquälen um den Erwerb einer Weltanschauung mit fremden Hilfsmitteln; er bedarf einer solchen, die ihm taugt. Noch weniger darf er danach trachten, durch seine Ansichten anderen gefällig zu sein. „Vielen gefallen, ist schlimm", sagt Schiller. Wohl sollen wir uns nach der Wahrheit richten, denn sie richtet sich nicht nach uns, und wir sollen uns hüten, die Weltanschauung auf Bruchstücke menschlicher Erkenntnis zu gründen, z. B. ausschließlich auf die Ergebnisse der Naturforschung; es wäre besser, keine Weltanschauung zu haben als eine so einseitige. Aber kritisch und schöpferisch zugleich müssen wir handeln, soll unser Schauen zu befriedigendem Abschluß gelangen.

Weltanschauung geht aus Erlebnissen hervor, aus Erlebnissen des einzelnen wie der Menschheit; darum sollen wir nicht nur nach vorwärts und um uns her, sondern auch historisch nach rückwärts blicken. Alles fließt. Ein Strom des Geschehens wälzt sich aus der Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft; ihm sind wichtige Richtlinien der Weltanschauung zu entnehmen. Man kann über Wert oder Unwert der historischen Betrachtung verschiedener Meinung sein; für Fragen der Weltanschauung lehrt die Geschichte uns mindestens Bescheidenheit, wenn sie uns zeigt, daß zu allen Zeiten die Menschen sich mit den gleichen Problemen abgemüht haben, ohne endgültig befriedigende Antworten auf ihre Fragen zu erhalten. Gewiß ist vor Überschätzung der Tradition zu warnen. Gerade

die Weltanschauung darf uns nicht durch Fremdsuggestion eingeflößt und durch eine sich daran anschließende Autosuggestion aufrecht erhalten werden. Solche Unfreiheit bekämpfe man. Allein die Vergangenheit ist ein Spiegel, dessen Gebrauch uns vor der Anmaßung des Wagner im Faust zu bewahren vermag.

Es liegt mir fern, Ihnen einen geschichtlichen Abriß der Weltanschauungen bieten zu wollen. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß sich drei Altersstufen im Geistesleben der Menschheit unterscheiden lassen: erstens die mythologisch-phantastische, zweitens die wissenschaftlich-spekulative, drittens die wissenschaftlich-empirische. Daß diese drei Stufen nicht scharf nach Zeitaltern zu trennen sind, braucht wohl kaum ausgesprochen zu werden.

Auf der ersten Stufe der Weltanschauung standen die prähistorischen Menschen sowie die historischen Menschen bis zu den Anfängen der altindischen und der altgriechischen Philosophie. Die zweite Stufe ist hauptsächlich durch das Geistesleben der Griechen und Römer repräsentiert, während die dritte Stufe am Ende des Mittelalters mit der Geburt der kritischen Naturforschung beginnt, an welche die kritische Geschichtsforschung sich anlehnt; es ist die Periode der Gegenwart. Daß jede Stufe das Gute und Dauerhafte, das eine frühere Stufe herausgearbeitet hat, in sich aufnimmt, ist ihr Recht und ihre Pflicht. Daß es heute noch Völker gibt, die auf der ersten Stufe befangenster Weltanschauung verharren, zeigt die vergleichende Völkerkunde genugsam.

Innerhalb der zweiten Stufe entfaltet sich das Geistesleben frühzeitig in tiefen Gegensätzen. Während schon bei Thales ein Hylozoismus besteht, der alle Materie belebt vorstellt, so daß ein noch heute gelehrter Hylozoismus prinzipiell nicht über ihn hinausgekommen ist, spaltet sich

die Weltanschauung der Griechen später in zwei Hauptströme, deren einer auf Epikur und vielleicht auf Demokrit, deren anderer auf Sokrates, Plato und Aristoteles zurückgeht. Ich nenne Demokrit nur mit Vorbehalt, weil sein Materialismus dem berechtigten Materialismus der heutigen Naturwissenschaft entspricht, der keineswegs daneben eine idealistische Betrachtungsweise ausschließt. Während Epikur das Geistesleben als Erzeugnis der Materie auffaßt, anerkennen Plato und Aristoteles neben den physischen geistige Potenzen. Der dritte Standpunkt, daß alles Materielle bzw. Physische nur ein Ausfluß des Geistigen sei, gehört erst der Neuzeit an und wurde durch die Systeme von Berkeley und Malebranche begründet. Den gewaltigsten Einfluß übte neben der weltfreudigen Anschauung der Griechen die biblische Weltanschauung auf die geistigen Schicksale der Menschheit. In ihr tritt, parallel zum Denken der Inder, ein Zug der Weltflucht charakteristisch hervor, vom Salomonischen „Alles ist eitel" bis zu den christlichen Anachoreten. Nicht minder bedeutsam für das Geistesleben der späteren Zeit blieb die Deutung und Wertung der Naturbilder durch die Bibel. Sie schwankt zwischen glänzenden Vorahnungen moderner Ideen, wie der Entwicklungsidee durch die Genesis, und der Einordnung wundersamer Legenden neben die gesetzmäßigen Vorgänge des Naturlaufs; eine Gegensätzlichkeit, die schon keinem Geringeren als Kepler das kritische Wort in den Mund legte: „Es ist ein tadelnswerter Mißbrauch, wenn man in der Bibel die Beantwortung von Fragen über die Welt sucht."

Das sind einige der Grundlagen, aus denen die Weltanschauungen der Gegenwart emporgewachsen sind. Die psychologische Entwicklung einer Weltanschauung, wie in der Menschheit, so im einzelnen, zeigt Bilder von hohem

Interesse. Es fehlt nicht an Maßstäben, um Wesen und Gang dieser Entwicklung zu bestimmen; ein solcher Maßstab ist die Technik in ihrer schrittweisen Vervollkommnung von den prähistorischen Zeiten bis in die Gegenwart. Sie lehrt einerseits unaufhaltsamen, oft gewaltigen Fortschritt; anderseits zeigt sie, daß die Begabung der prähistorischen Zeichner, Bildschnitzer und Erfinder nicht geringer gewesen sein kann als die der Menschen unsres Jahrhunderts.

Der Mensch wird in seine Zeit hinein geboren und empfängt aus ihr, aus Familie, Heimat und Vaterland die ersten Motive einer Weltanschauung. Die meisten verharren den großen Problemen gegenüber auf einem kindlichen Standpunkte, und: „Kinder leben in Schnellurteilen", sagt Goethe. Wohl uns, wenn wir mit Bismarck sprechen können: „Ich lerne vom Leben, ich lerne, solange ich lebe, ich lerne noch heute." Nur wenn eine Weltanschauung sich über das Wirrsal der Tagesströmungen erhebt, wird sie Geltung haben; nur wenn sie in dem beständigen Kampfe des Zeitgeistes mit dem Geiste ewiger Wahrheit sich auf die Seite der letzteren stellt, wird sie Anspruch auf dauernden Wert erheben können.

Man sei vorsichtig im Preisen des modernen Geistes. Das Moderne wird häufig als der Gegensatz zum Geschichtlichen, Alten, Überlebten hingestellt, und doch ist es das Ergebnis des Geschichtlichen. Fraglich bleibt nur, ob man ein gutes oder ein falsches Fazit gezogen hat. Viel mehr Beachtung verdient der tatsächliche Gegensatz zwischen dem Modernen und dem Unvergänglichen; denn wenn auch das Moderne unsterbliche Keime in sich einschließen kann, ist das spezifisch Moderne doch überwiegend Schale solcher Keime, die nur Wert für den Augenblick hat und mit ihm zerbricht. Darum ist das meiste Moderne ver-

gänglich, und auch das historisch überwundene war einst modern, z. B. der Jesuitenstil in der Baukunst. Daher wird das Moderne leicht zum Feinde einer vernünftigen, dauerhaften Weltanschauung. Diese muß stets den Spiegel der Geschichte zu Rate ziehen, auch wenn die Gegenwart noch so gebieterisch ihr Recht fordert. Denn die Schlacken sind vom Edelmetall zu sondern, wenn man mit letzterem etwas anfangen will.

Die Welt ist das Wirkliche um uns her und in unserm Innern; sie steht im Gegensatz zum Imaginären und zu den reinen Begriffen. Der schauende Mensch richtet seine Aufmerksamkeit auf Probleme, die ihm aus dieser Wirklichkeit entgegenstarren. Das Leben ist das Problem der Probleme. Die Wissenschaft sucht es in Bestandteile zu zerlegen, unter denen z. B. Natur und Vernunft zwei Pole bilden; sie sucht diese Bestandteile zu begreifen, ohne sie erklären zu können; und indem sie von der Anschauung übergeht zu Begriffen und zuletzt zu Ideen, hat auch sie sich vor der Gefahr zu hüten, ins Uferlose zu geraten. Denn mit Ideen löst man keine Probleme, sondern nur durch harte Verstandesarbeit, neben der, da die Wissenschaft stets menschlich bleibt, auch die Bedürfnisse des Gemüts ihr Recht verlangen. Ihr Ziel erblickt die Wissenschaft in der Beibringung von Beweisen von objektiver Gültigkeit, d. h. solcher Beweise, die jedermann anzuerkennen gezwungen werden kann. Im Gegensatz dazu zieht die Weltanschauung nicht das Fazit eines Rechenexempels, sondern sie *gestaltet* Empfindungen und Gedanken und schafft Werte von beschränkterer, d. h. mehr subjektiver Geltung, die einen Zug des Unfertigen an sich haben. Eine schematisch abgeschlossene Weltanschauung gefällt nur dem Nachbeter; es wäre eine Weltanschauung der Orthodoxie, der erstarrten Form, der sich doch immer

von neuem Probleme der Wirklichkeit entgegenstellen. Dennoch sind klassifizierende Richtlinien für keine Weltanschauung zu entbehren, sie muß sich an ihnen orientieren. So finden sich die Menschen in eine Umgebung hineingestellt, deren Sichtbares sie Stoff, deren Unsichtbares sie Kraft nennen, und sie konstruieren danach ihre Ideen, wie Leib, Seele, Natur, Gottheit usw.

Unsere erste Aufgabe lautet: Wir sollen suchen; dabei kennen wir unser Schicksal im voraus, daß wir ewig Suchende bleiben werden, auch wenn wir noch soviele Perlen gefunden haben; denn auf dem Meeresgrunde bleiben zahllose Muscheln liegen, deren Öffnung uns nicht gelingt. Auf dieser Suche müssen wir die Welt hinnehmen, wie sie ist; auf die Fragen, warum sie da ist, und wozu sie da ist, fehlt jede Antwort. Weil die Suchenden verschiedene Wege gehen, kann es keine für alle Menschen gleiche Weltanschauung geben, wie für den einzelnen keine abschließende. Nicht nur Mühe und Arbeit ist des Menschen Los, sondern auch Entsagung; denn es ist ein Vorwärtsschreiten gegen das Ziel bei Unerreichbarkeit dieses Zieles. Daraus entspringt der Widerstreit der Meinungen, durch den die Menschheit gepeinigt wird. Wenn Kant lehren wollte, was man sein müsse, um ein Mensch zu sein, so hatte seine Lehre nicht nur die starken, sondern auch die schwachen Seiten des Menschen zu berücksichtigen. Über allen Irrwegen leuchtet immer wieder die Aufgabe, das Erschaute zu gestalten und für die Gestaltung einen, wenn auch persönlichen, so doch möglichst einfachen und darum großen Stil zu finden. Nur in solchem einfachen Stil vermögen wir das Wesen dieser Welt richtig aufzufassen, seinen Kern zu schauen und unsere Augen vor äußerem Schein zu schützen. Diesen Kern erblicke ich im höchsten Gesetze des Weltgeschehens, das Natur

wie Geisteswelt, Menschheitsgeschichte, Wissenschaft und Kunst durchwaltet, im Gesetze des Zusammenhangs und der Ordnung.

Die mehr oder weniger gelungene Lösung jedes Problems bildet wiederum den Ausgangspunkt für ein neues Problem und wird so zum Gliede in einer endlosen Reihe. Indem wir Beziehungen knüpfen zwischen uns und den Dingen dieser Welt, soll deren Inhalt ein wissenschaftlicher, deren Form eine künstlerische sein; in der Weltanschauung aber zwingt die Form den Stoff, indem sie sich gleichsam über ihn lagert. Die Weltanschauung ist nicht selbst Wissenschaft, aber sie soll auf Wissenschaft fußen. Und während es für die Wissenschaft erledigte Probleme gibt, erneuern sich die Probleme der Weltanschauung immer wieder, weil immer neue Menschen zu den Ergebnissen der Wissenschaft in Beziehung treten; nur die Methode der Anschauung bleibt die alte. Schauen wir nach außen, so erscheint uns das Leben in den Vorstellungen von Farben, Tönen, Duft, Geschmack und Druck; schauen wir nach innen, so treten Fühlen, Denken, Wollen, Ethik, Religion in den Gesichtskreis. Das sind die Gegensätze im Gefüge der Welt außer uns und in uns, und alles Geistesleben bewegte sich von jeher zwischen diesen Gegensätzen, deren Sinn die Weltanschauung begreifen will.

Wie man die Welt anschaut, darauf kommt es an. Wegen der Unvollkommenheit und Relativität jeder Weltanschauung dürfen wir keiner fremden Anschauung die Achtung versagen; bleibt doch die eigene Anschauung nur lebendig, solange sie in stetigem Wandel fortschreitet. Pflicht jeder Weltanschauung ist es, sich nach Möglichkeit frei zu halten von vergänglichen Meinungen; aus den festen, gesicherten Erkenntnissen die Grundlage zu bauen und ihnen die Richtlinien zu entnehmen. Um eine Welt-

anschauung zu haben, um die Dinge beurteilen zu können, muß man die Welt zunächst einmal kennen, und die Übung muß auch hierbei der Meisterschaft vorausgehen. Dem subjektiven Sinn und Geschmack ist ein Unterstreichen einzelner Auffassungen vor anderen anheimgestellt. Jeder Weltanschauung ist aber anzuraten, so wenig abstrakt zu sein wie möglich, so berechtigt sonst auch Platos Gebot ist, im Vielen das Eine zu erblicken. Es empfiehlt sich, die ideell gewonnenen Einheiten in ein dichterisch-anschauliches Gewand zu hüllen, das nur nicht in Widerspruch treten darf mit der Wahrheit.

„Das Wissen ist entweder anschaulich oder symbolisch", sagte Leibniz und bewertete damit das Schauen als Methode. Weil die Sprache Symbolik der Gedanken ist, so wird die Gestaltung des Erschauten durch das Ausdrucksmittel der Sprache symbolisch ausfallen müssen. Der Mensch verfügt über verschiedene Sprachen, über Wortsprache, Gebärdensprache, mathematische und musikalische Sprache, die alle zur Beschreibung der Bilder dienen können, die vor unsern weit und hell geöffneten Augen entstehen, die wir aus uns heraus erschaffen, die ein Stück von uns selbst sind. Wir leben tatsächlich in Symbolik.

Es gibt ein Begreifen im Denken und ein Begreifen im Schauen; von letzterem ist hier die Rede. Um recht zu schauen, haben wir nicht nur die eigene Fähigkeit richtig einzuschätzen, sondern auch die Wirkung äußerer Umstände auf sie richtig zu beurteilen. Darum sollen wir uns nicht bloß mit dem Pfadfinden abmühen, sondern uns auch führen lassen, sobald ein guter Führer sich anbietet. Nur so gelingt die fortwährend notwendige Selbstkorrektur unserer Weltanschauung, ohne die wir bald auf Irrwegen tappen würden, weil die eigene Vernunft als Leuchte zur Erhellung des Weges nicht ausreicht. Es ist zweifellos

wichtiger, richtige Anschauungen zu haben, als originelle. Um richtig zu schauen, sollen wir die Welt betrachten, wie der Naturforscher dem Bau des Schwalbennestes, dem Auskriechen des Schmetterlings, der Krümmung einer Wurzel zuschaut — d. h. aufmerksam, aber wunschlos; und tendenzlos sollen wir das Geschaute verkündigen. Darum hat die Weltanschauung den Blick frei zu halten von den Nebeln der Leidenschaft und vorurteilslos, in vornehmer Ruhe, das Erschaute zu gestalten und eventuell kundzugeben. Patriotismus und andere Stimmungen mögen sich in Begeisterung äußern; Weltanschauung darf es nicht. Gerade weil sie der Freiheit als ihrer Lebensluft benötigt ist, darf sie sich nicht von Stimmungen oder gar Leidenschaft fortreißen lassen, die sie unter ihr Joch beugen würden. Die Weltanschauung ist nur Kunst, wenn sie die Dinge ohne Vorurteil sieht und bei ihrer Beurteilung dem Drange nach Schematisierung widerstrebt. Sobald der Mensch daran geht, eine Weltanschauung auszuklügeln, möchte er Formeln, nichts als Formeln gewinnen. Besonders das Geheimnisvolle, Unerforschliche, Unbegreifliche versucht er, in Formeln zu zwingen. Formeln sind aber nicht Gestaltung; sie haben ein mathematisches Wesen, kein künstlerisches. In der Beschränkung ihrer Anwendung zeigt sich auch hier der Meister.

Jede Beschränkung hat eine Selbstkritik zur Voraussetzung, eine Kritik, die den Verzicht auf weitergehende Wünsche verlangt. Die Kritik fordert den Willen zur Strenge im Urteil; durch das Eingreifen der Urteilskraft wird die naiv-einfache Anschauung des Ich erst zu wertvollem Können erhoben. So wirken die verschiedenen Geistesfunktionen, oft mit fließenden Grenzen, zur Einheit der Persönlichkeit zusammen. Mag auch dem einzelnen die harmonische Abrundung der Weltanschauung

noch so sehr Bedürfnis sein, er darf sich doch der Kritik nicht verschließen; Kritik aber weckt Zweifel. Jede Weltanschauung von Wert hat sich aus dem Zweifel emporgerungen, und wer nicht einmal gezweifelt hat, kann auch nicht überzeugt werden. Die Verschiedenheit der Weltanschauungen beruht darauf, daß man von verschiedenen Seiten her und unter verschiedenen Voraussetzungen an die Probleme der Natur und des Geistes herantritt; und wenn der einzelne den von ihm eingeschlagenen Weg für den allein richtigen hält, gelangt er zur Überschätzung des eigenen, zur Mißachtung der fremden Standpunkte. Nur durch die Kritik werden wir in den Stand gesetzt, scharfe Grenzlinien zu ziehen zwischen Erkenntnis und Deutung, zwischen Wissen, Mutmaßen, Ahnen und Wähnen.

Wenn uns große Stücke der Welt unbegreiflich bleiben, so wird eine vorurteilslose Weltanschauung den Grund dafür in der Mangelhaftigkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens zu erblicken haben, und zweifellos gehört solche Mangelhaftigkeit zum Wesen des menschlichen Verstandes. Diese Einsicht hat etwas Befreiendes, Beruhigendes, und sie fördert unsere Kraft, die nicht nur eine Kraft zum Gewinnen, sondern auch eine Kraft zum Entsagen sein muß; sie bewahrt uns vor nutzloser Kraftverschwendung. Das ist ein Hauptstück von Kants großer Lehre. Er zeigte, daß unserer Wahrnehmung nur zugänglich sind Beziehungen zwischen unserm Innern und der Außenwelt, die durch Sinnesreize vermittelt werden, und die unsern Geist in Form von Bildern und Symbolen beschäftigen. Über den Dualismus von Hüben (a priori) und von Drüben (a posteriori) kommen wir nicht hinaus; das will sagen: Unser Subjekt, unser angeborenes Erkenntnisvermögen tritt in einen Gegensatz zu den außer uns befindlichen Objekten der Erkenntnis. Denn die

Erkenntnis der Welt entspringt nach Kant nicht in unserm Innern, sondern hält von außen her ihren Einzug in unsere Seele. Die Betrachtung von verschiedenen Standpunkten aus muß Gegensätze zeitigen; doch diese Gegensätze brauchen nicht zu endigen in sich ausschließenden Widersprüchen, sondern sollen zu einander ergänzenden Anschauungen führen. Darum dienen Besonnenheit, Taktgefühl und Geschmack als Zügel einer von einseitig gerichteter Phantasie beflügelten Anschauung. An die Spitze jeder Weltanschauungslehre stelle man den Satz, daß unser Erkenntnisvermögen begrenzt ist. Dann entgehen wir den Gefahren der Utopie und können in Gelassenheit Goethes Rat befolgen, das Erforschliche vom Unerforschlichen zu sondern. Dann kommt auch der „gesunde Menschenverstand" zu seinem Rechte gegenüber den Spitzfindigkeiten der Erkenntnistheorie, die sich bis zur Tollheit des Solipsismus überspannen. Wer kennt die Lehre vom Solipsismus? Glücklicherweise wenige. Und doch wird sie bis auf den heutigen Tag von ernsthaften Männern aufrecht erhalten, die da behaupten, daß nur das einzelne Selbst mit Sicherheit existiere. Ich soll also nur wissen, daß ich selbst in der Welt bin; wenn ich aus Erregungen meines Bewußtseins den Schluß ziehe, daß ich auch Mitmenschen besitze, die durch ihre Sprache mit mir verkehren, und die ich sehe, daß ich ferner Tiere, Häuser, Bäume usw. sehe, so wird deren Existenz lediglich hypothetisch erschlossen, Gewißheit habe ich nur von meinem eigenen Selbst. Wenn solche Theorie gläubige Jünger findet, so kann man wirklich sagen: Credunt, quia absurdum est.

Vergleicht man die Widersprüche der verschiedenen Erkenntnistheorien miteinander, wie sie seit dem Altertum bis in die Gegenwart hervorgetreten sind, so ergibt sich aus ihnen eine Warnung für die Weltanschauung, sich

von diesen Theorien nicht unterjochen zu lassen. Stimmen doch in diesen Theorien nicht zwei Philosophen vollständig überein. Auch hier heißt es: Ein Kind kann waten, ein Elefant muß schwimmen.

Kant dürfte der rechte Führer sein, indem er die Bedingungen festzustellen sucht, unter denen Erfahrung stattfindet und möglich ist. Unmittelbar für uns gegeben sind nur Erscheinungen, aus denen die Vernunft Ideen abzuleiten vermag. Wichtig ist Kants Unterscheidung zwischen den konstitutiven und den regulativen Beziehungen unseres Geistesinhalts. Konstitutiv nennt er die tatsächlichen Bedingungen der Möglichkeit einer Erfahrung; regulativ nennt er die Gestaltung, die wir den Erfahrungsobjekten gemäß der Organisation unseres Geistes zu geben gezwungen sind, ohne daß dazu durch das Objekt selbst eine Nötigung gegeben wäre. Ein konstitutives Urteil lautet: Es ist. Ein regulatives Urteil: Es sieht für unsern Verstand und für unsere Vernunft so aus, als ob es wäre. Wird dieser Gegensatz im Urteil richtig gewürdigt, so gewinnt jede vorsichtige Weltanschauung daraus ein Element der Sicherheit: sie weiß dann zu unterscheiden zwischen Wahrheit an sich und Wahrheit für uns. Solche Unterscheidung nicht zu vernachlässigen, ist unsre Pflicht.

Ich habe Sie mit diesen Andeutungen in die Gefilde grauer Theorie geführt, und die darauf wuchernden Abstraktionen werden vielleicht als ermüdende Hemmnisse des anscheinend sonnig und einfach vor Ihnen liegenden Weges empfunden worden sein. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß auch die Abstraktion eine Kunst ist: die Kunst, in der Vielheit die Einheit zu schauen. Jede Weltanschauung ist auf das Ziel gerichtet, etwas Positives und zugleich Einheitliches als persönlichen Besitz zu erwerben. Wenn

wir nach solchem Erwerb trachten, kann uns Arbeit und selbst trocken dünkende Arbeit nicht erspart bleiben, so wenig wie dem Maler das Farbenmischen und die Reinigung der Pinsel. Doch nur, wenn wir der Technik Herr geworden sind, gelingt es uns, in der Kunst der Weltanschauung etwas zu leisten.

II.

Natur.

Das Reich unsrer Vorstellungen scheint uns verknüpft zu sein mit der Natur durch eine große Zahl feinster Fäden, die einer unübersehbaren Schar dünner Telephondrähte verglichen werden könnten. Soweit diese Fäden in unserm Körper verlaufen, nennen wir sie Nervenbahnen; sie endigen mit ihren Spitzen in den Sinnesorganen, und sie erfahren nach außen eine Fortsetzung durch Lichtstrahlen, Schallwellen, chemische Emanationen, Druckwirkungen usw. Durch diese Fäden tritt die Natur mit unserm Bewußtsein gleichsam in telephonischen Verkehr. — Da kommt der Philosoph und belehrt uns eines Bessern. Er demonstriert uns haarscharf, daß auch jene Verbindungsfäden nur zum Bereich unsrer Vorstellungen gehören, daß man sie anderseits freilich auch zur Natur rechnen müsse; das komme einfach daher, weil für uns die Natur überhaupt in nichts anderem als in Vorstellungen bestehe. Unsre Natur sei Vorstellung; ob es auch eine von uns unabhängige Natur gebe, sei eben die große Frage der Erkenntnistheorie, über die durch Erfahrung nichts ausgemacht werden könne, denn alle Erfahrung sei nur auf Vorstellungen gerichtet, bestehe selbst in Vorstellungen. Damit hätten wir uns gleich zu Anfang in den Schlingen der Erkenntnistheorie gefangen. Doch diese

Theorie ist grauer als jede andre; und wir wollen uns nicht vom bösen Geist unfruchtbarer Spekulation dauernd im Kreise herumführen lassen, sondern durch entschlossenen Gedankenflug den erkenntnistheoretischen Nebel durchqueren zu den grünenden und lichten Gefilden der Anschauung. Es gelingt uns dies durch eine einfache Frage, nämlich durch die Frage: was denn unsre Vorstellungen eigentlich sind, sie, die die Schaubühne unsres Bewußtseins mit Bildern erfüllen. Die Antwort scheint mir folgendermaßen lauten zu müssen. Unter Vorstellungen verstehen wir einen Geschehensablauf in unserm Innern, der zweifellos wie unser ganzes Selbst auch zur Natur gehört. Da es in der Natur aber kein ursachloses Geschehen gibt, so müssen auch die Vorstellungen ihre Ursachen haben, die für uns allerdings unerkennbar sind; aber nichts kann uns hindern, diese unerkennbaren Ursachen der Vorstellungen Dinge zu nennen, und damit werden die Vorstellungen zu sichtbaren Symbolen der unsichtbaren Dinge, oder mit andern Worten: sie sind die Stellvertreter der außer uns existierenden Dinge in unserm Bewußtsein, und die Veränderungen der Vorstellungen lassen auf Veränderungen der Dinge schließen. Machen wir diesen Vorbehalt, so gewinnen wir die Freiheit, statt von Vorstellungen von Dingen zu sprechen, wobei wir ganz dahingestellt sein lassen, ob eine Vorstellung mit einem Dinge irgendeine Ähnlichkeit besitzt oder nicht; hat doch auch das durch die Buchstaben Maus ausgedrückte Symbol nicht die geringste Ähnlichkeit mit einer wirklichen Maus, oder die Formel $a^2 + 2ab + b^2$ die geringste Ähnlichkeit mit der geometrischen Figur des Pythagoreischen Lehrsatzes. So folgern wir eine objektiv ohne uns bestehende Natur aus dem Dasein unsrer Natur, d. h. aus unsren Vorstellungen; und haben wir unmittelbare Anschauung

auch nur von letzteren, so liefern uns die Vorstellungsbilder doch eine mittelbare Anschauung von den Dingen. Sind wir uns dieses Zusammenhangs bewußt, d. h. wissen wir, daß unsre Natur nur Vorstellung ist, so können wir im übertragenen, im symbolischen Sinne doch unsre Anschauung als eine Anschauung der Naturdinge selbst handhaben und der Auffassung Geltung verschaffen, daß die Natur durch unsre Sinne zu uns redet und unsrer Erfahrung zugänglich ist.

Wie die Dinge im Zusammenwirken mit unsern Nervenspitzen und unserm Bewußtsein das letztere mit Bildern erfüllen, darüber freilich wissen wir nichts und werden wir mutmaßlich nie etwas ausmachen können. Hier tritt die Unvollkommenheit unsres Erkenntnisvermögens und damit die Unvollkommenheit unsres Wesens auf eine Weise hervor, die wir mit Gelassenheit hinnehmen müssen.

Nach dieser Verständigung darüber, daß die Natur einen Teil unserer Erscheinungswelt bildet, wollen wir die Stellung betrachten, die unsere durch den urteilenden Verstand unterstützte Anschauung zur Natur einnimmt.

In ihrer Gesamtheit ist die Natur eine allgemeine Idee; im einzelnen ist sie Gegenstand der Erfahrung, die sich auf Tatsachen richtet. Indem die Weltanschauung ihren Stoff zum großen Teil der Natur entnimmt, beugt sie sich vor der Majestät der Tatsachen. Diese sind nur als solche anzuerkennen, soweit sie im gesetzmäßigen Zusammenhang miteinander stehen und keine Widersprüche aufweisen. Aber wenn keine Weltanschauung ohne Naturkenntnis möglich ist, so reicht anderseits die Naturkenntnis nicht aus, um das Bedürfnis nach Weltanschauung zu befriedigen, um eine ganze Weltanschauung zu ergeben. Die Naturbilder wecken im anschauenden Menschen Betrachtungen verschiedener Art; sie wecken sein Gestaltungs-

vermögen, das in Mitwirkung tritt bei allen Versuchen, die Natur zu begreifen. Kritische Besonnenheit weiß sehr wohl, daß dies Begreifen ein beschränktes ist und nicht bis zum Ende oder zum Urgrunde des Weltganzen hinreicht. Da wir selbst Teile dieses Weltganzen sind, so suchen wir, unsere Stellung im Kosmos zu bestimmen; wir treffen dabei auf den Gegensatz der leblosen und der belebten Natur, und wir fühlen uns als Glied der letzteren. Wir selbst zerfallen wieder in einen passiven Teil, den Körper, und in einen aktiven, den wir die Seele nennen. Insofern wir Körper und Seele auch bei den höheren Tieren antreffen, ist der Mensch ein Tier; sofern wir aber durch Vernunft und Urteilskraft uns hoch über die Tierwelt erheben, ist der Mensch eine geistige Persönlichkeit. Er bleibt darum nicht weniger ein Stück der Natur; denn nicht nur Leib und Seele, sondern auch die geistig-sittliche Persönlichkeit des Menschen hat sich aus einer mikroskopischen Keimzelle entwickelt, oder diese Keimzelle war doch das materielle Substrat einer solchen Entwicklung.

Wie sehr naiv denkende Männer von hoher geistiger Begabung schon in längst vergangener Zeit sich selbst als Glieder der Natur gefühlt haben, zeigt das Beispiel Franz von Assisis, der nicht nur den Vögeln und Fischen predigte, sondern auch die Tiere, die Elemente und die Gestirne seine Brüder und Schwestern nannte.*)

Bedeutet für unser Anschauungsvermögen die Widerspruchslosigkeit der Natur den Archimedischen Punkt, die feste Basis, von der wir ausgehen müssen, so wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß sich der Naturlauf in einer Vielheit von Gegensätzen bewegt. Gegensätze brauchen nicht

*) Vgl. die bei E. Diederichs in Jena erschienene deutsche Übersetzung der Fioretti des heiligen Franciscus.

Widersprüche zu sein. Gegeben sind unserer Anschauung die Energie, die Materie, das Leben, die Naturgesetze. Das Wesen der Naturgesetze ist gerade ihre Widerspruchslosigkeit, ihre unabänderliche Geltung; darin beruht ihre höchste, man möchte sagen göttliche Eigentümlichkeit. Diese widerspruchslose Gesetzmäßigkeit der Natur kennen wir, wir brauchen sie nicht erst zu glauben. Wenn wir im Gegensatz zum gesetzmäßigen Geschehen von Zufall sprechen, so ist dieser Zufall nichts anderes als der unberechenbare Schnittpunkt zweier gesetzmäßiger Abläufe von Ereignissen. Darum den Zufall leugnen wollen, wäre Torheit, sein Gegensatz zum gesetzmäßigen Geschehen wird stets in die Augen springen; für den Zufall ist typisch, daß er sich nicht unausgesetzt in gleicher Weise wiederholt. Doch von einer Aufhebung der Gesetzlichkeit im Zufall kann nicht die Rede sein.

Wenn wir nach den Bedingungen oder Ursachen eines Ereignisses fragen, so suchen wir damit unserer Anschauung Verkettungen des gesetzmäßigen Geschehens beschreibend hinzuzufügen. Wir können unsere Anschauung und deren Beschreibung aber auch in anderer Richtung ergänzen, indem wir das Ziel oder den Zweck eines Ablaufs von Ereignissen bestimmen. So läßt sich der Bau eines Kriegsschiffs durch lückenlose Kausalreihen verfolgen, die alle in Muskelkontraktionen von Menschen und einem Verbrauch der erforderlichen Energie bestehen; selbst die Sprache, die den Befehl erteilt für den dabei erforderlich werdenden Gebrauch eines Dampfhammers oder eines anderen Werkzeugs, beruht auf Muskelkontraktionen. Schließlich gelangt unsere Kausalreihe aber bis zur Tätigkeit des Konstrukteurs, und damit tut sie den Sprung vom materiellen auf geistiges Gebiet. Gesetzmäßigkeit herrscht auf beiden Gebieten, und gesetzmäßig ist der Zu-

sammenhang beider; das setzen wir wenigstens voraus, wenn auch jener Zusammenhang für uns unerkennbar bleibt. Wie wir die Kausalreihe vom fertigen Schiff zurück verfolgt haben bis zur geistigen Tätigkeit des Konstrukteurs, so hebt in dieser die Finalreihe an, um, in umgekehrter Richtung verlaufend wie die Kausalreihe, nach vielfacher Spaltung und Wiederverknüpfung in der Herstellung des fertigen Schiffes zu endigen. Kausale und finale Anschauung entstehen aus der Betrachtung des gleichen Gegenstandes von verschiedenen Gesichtspunkten aus und bei entgegengesetzter Richtung des Blickes. Das Ganze bedeutet für unsere Anschauung einen Ablauf natürlichen Geschehens; die kausale und die finale Betrachtung, bzw. Beschreibung sind erforderlich für die Vollständigkeit des Bildes. Alles geistige Geschehen in diesen Vorgängen ist so gut etwas Wirkliches wie die damit verbundenen materiellen Vorgänge; nur daß letztere sichtbar sind, ersteres unsichtbar.

Die Herstellung des Kriegsschiffs ist ein natürlicher Vorgang, weil der Mensch mit Leib und Seele zur Natur gehört, wie ein Hund, ein Vogel mit Leib und Seele zur Natur gehören. Will man einen Gegensatz aufrichten zwischen der geistigen Handlung beim Entwerfen der Pläne zum Bau des Schiffes und dem Verhalten der Tiere, so isoliert man das Spezifische des Menschengeistes durch Abstraktion, indem man alles abzieht, was dem Menschen und dem Tiere gemeinsam ist. Vergleichen wir den Bau des Schiffes mit dem Bau eines Schwalbennestes oder eines Spinnengewebes, so tritt Übereinstimmung wie Gegensatz klar hervor. Die Übereinstimmung besteht darin, daß das Netz der Spinne nicht minder ein technisches Kunstwerk ist, wie das Schiff, wenn auch einfacher gebaut; dennoch wird es einem Menschen nicht gelingen, künstlich solch

feines Gewebe aus dem gleichen Stoff herzustellen, wie die Spinne es tut. Gemeinsam ist ferner, daß das Gespinst durch unsern Verstand in gleicher Weise der kausalen wie der finalen Beurteilung unterworfen werden kann; wir beurteilen es kausal, indem wir die körperliche Tätigkeit der Spinne bis in ihre letzten Verzweigungen analysieren; final, indem wir feststellen, welchen Nutzen das Gewebe für die Spinne abwirft, und wie es funktioniert. Der Unterschied ergibt sich daraus, daß die planmäßige Konstruktion des Schiffes vom Menschen mühsam erlernt werden mußte, wie er auch andere Tätigkeiten erlernen kann; während die Spinne ihre Kunst nicht zu lernen braucht, weil sie ihr angeboren ist; sie verfügt aber nur über diese einzige Kunstfertigkeit und vermag nicht jede beliebige andere auch noch zu lernen.

Ziehen wir endlich noch die Verrichtungen und die Entwicklung des Auges zum Vergleiche heran. Im Embryo des Tiers differenzieren sich gewisse gleichförmige Zellen zu den ganz eigenartigen Geweben der Netzhaut, der Linse, der Iris, der Hornhaut, des Ziliarmuskels usw. Durch alle diese Vorgänge kommt ein Werkzeug zustande, durch das wir sehen können, und weil das Organ so und nicht anders beschaffen ist, darum können wir sehen. Das ist das Kausalurteil. Dem gegenüber ist das viel kürzere Finalurteil nicht weniger berechtigt, welches lautet: Dem Menschen dient das Auge zum Sehen, oder: Das Auge hat den Zweck, das Sehen zu vermitteln. Hierbei wird die Analogie zum Schiffsbauer noch unvollständiger als bei der Tätigkeit der Spinne; trotzdem hört die Analogie auch in der Entwicklung des Auges noch nicht vollständig auf. Bildung des Auges und Herstellung des Schiffes sind für den urteilenden Verstand beides nicht nur kausal bedingte, sondern auch zielstrebige Prozesse, nur daß beim

Schiffsbau dem bewußten Denken die entscheidende Rolle zufällt, während wir bei der Entwicklung des Auges keinen Zusammenhang mit irgendeiner Bewußtseinstätigkeit wahrnehmen. Bei der Arbeit der Spinne ist die Mitwirkung des Bewußtseins nicht auszuschließen; aber wenn sie überhaupt besteht, ist ihr Anteil ein geringfügiger, vermutlich nur ein indirekter. Wollten wir die Bildung der Organe und die Bildung der ganzen Lebewesen von der Finalbetrachtung ausschließen, so wäre das eine ungerechtfertigte Einseitigkeit. Wohl hat es Philosophen gegeben, die jede teleologische Beurteilung der Tiere und Pflanzen verdammten, und sogar Naturforscher haben dies Verdammungsurteil sich angeeignet. Es ist auch zuzugeben, daß diese Auffassung sich bis zu einer gewissen Grenze durchführen läßt. Allein jene „Telophoben", wie K. E. von Baer sie nennt, sind unpraktische Leute. Sie kommen mir vor wie Kaufleute, die Güter im Wert von Millionen erwerben wollen, dabei aber sich selbst verbieten, Banknoten zu verwenden, sondern nur in Kupfermünze zahlen wollen. Die finale Form der Beschreibung eines Geschehens in der belebten Natur ist oft viel einfacher und prägnanter als die kausale; ihre Anwendbarkeit ist aber meistens auf die belebte Natur beschränkt, während der Physiker und der Chemiker gar keinen Anlaß haben, sie in den von ihnen bearbeiteten Gebieten zur Anwendung zu bringen. In der Weltanschauung hängt es davon ab, ob man den Blick nach rückwärts oder nach vorwärts richtet; im ersteren Falle wird man kausal, im letzteren final urteilen.

Wenn die Naturbetrachtung z. B. das Auge trotz aller nachweislichen Unvollkommenheit für ein zweckmäßiges Organ erklärt, so gelangt sie leicht dazu, durch Ausspinnung der Analogie seiner Funktion und seines

entwicklungsgeschichtlichen Aufbaus mit den Werken menschlicher Technik auf die Hypothese von Zweckgedanken geführt zu werden, die jenen organischen Bildungen zugrunde liegen. Auch das ist ihr gutes Recht. Wir dürfen dabei nur nicht weiter gehen als zu sagen, daß die Natur in den Organismen über sich hinaus weist auf ein Wirkliches, wenn auch Unsichtbares und Unerkennbares, von dem jene Zweckgedanken ausgehen; oder: daß die Tiere und Pflanzen uns so erscheinen, als ob Zweckgedanken in ihnen verwirklicht wären. Gewiß trägt die Natur ihre Gesetze in sich selbst; dies beweist aber nicht, daß die Gesetze autonom sind, daß sie ihr nicht eingepflanzt wurden, daß sie nicht in einer letzten, unerkennbaren Ursache ihren Grund haben. Wenn die Forschung in der Natur auch nur die nächsten Ursachen des Geschehens erfahrungsmäßig feststellen kann, die letzten Ursachen der Organisation uns unerklärbar, unbegreiflich bleiben, so liegt darum noch kein Grund vor, an ihrer Wirklichkeit zu zweifeln. Wohl müssen wir vom Sichtbaren ausgehen; aber wir dürfen nicht vergessen, daß auch der sichtbare und tastbare Stoff nur eine Erscheinung in unserm Bewußtsein ist, daß wir vom Stoff nur etwas wissen durch die Kräfte, die von ihm ausgehen, und die durch Vermittlung der Sinnesorgane auf unser geistiges Erkenntnisvermögen einwirken. Unter diesem Gesichtspunkte sind unsichtbare Kräfte das wahrhaft Reale in der Natur, nicht aber der sichtbare und wägbare Stoff, dessen Dasein wir aus der Wirksamkeit jener Kräfte erst erschließen. Ganz unbekannt endlich bleibt uns, wie getrennte Stoffteilchen aufeinander, wie Kräfte auf den Stoff, wie Seelenelemente aufeinander oder gar auf materielle Dinge wirken können, oder, um es allgemeiner auszudrücken, wie alle jene Dinge zueinander in Beziehung treten können. Die Maxime des

Mechanismus und der Kausalität behält daher für uns ebensosehr etwas Geheimnisvolles wie die Maxime der Finalität. Wir lernen beide gleichsam instinktiv anwenden als zwei verschiedene Arten des Schauens, und beide sind bestimmende Faktoren für die Methode unserer Naturanschauung. Alle Naturbilder sind unfertig; wir bemühen uns nur, sie in unserer Anschauung zu einem fertigen Ganzen zu gestalten. Das ist gewissermaßen der Stil, den menschliches Schauen der Natur aufprägt.

In unserer Vorstellung führen wir das Naturgeschehen auf Stoff und Bewegung zurück und schließen daraus auf wirksame Kräfte; diese Kräfte können wir nur denken, nicht vorstellen. Darum ist Kraft eine begriffliche Ergänzung der Erfahrung, bequem für die Beschreibung der Vorgänge. Ein gleiches gilt von den Naturgesetzen, in denen wir die Beziehung der Kräfte zueinander ausdrücken, oder die wir aus den Bewegungsvorgängen des Stoffes abstrahieren. Daher stehen Kraft und Stoff in einem korrelativen Verhältnis zueinander; die Kraft ist aus den Erscheinungen des Stoffes abzuleiten, der Stoff ist die Erscheinungsform, in der wir ein nicht wahrnehmbares System von Kräften vorstellen. So tritt uns in der Natur eine Macht entgegen, die sich unserer erkennenden Analyse entzieht, vor der wir uns aber beugen müssen, und in deren Bewertung die Urteile weit auseinandergehen. Während die einen sie dem Schlage eines Hammers analog setzen, vergleichen andere sie der intelligenten Tätigkeit des Menschengeistes; aber niemandem gelingt es, diese Macht in den Grenzen von Raum und Zeit vorzustellen. Darum ist der Gedanke immer noch das am meisten zutreffende Bild. Denn jene Macht wirkt ordnungsmäßig, und ihre Gesetze zeigen darin eine Analogie zu den Denkgesetzen. Stellen wir die Frage, ob

in der Natur nur zweckloser Zufall regiert, oder ein der menschlichen Intelligenz entsprechendes Prinzip der Ordnung, so müssen wir uns nach der Beschaffenheit unseres Erkenntnisvermögens für das letztere entscheiden.

Ob die in der Natur wirksame Macht in ihrem Wirken natürlich oder übernatürlich zu nennen sei, ist ein Streit um Worte. Wir können nur ihre Immanenz feststellen, d. h. ihr Wirken *in* der Natur und im Rahmen der Naturgesetze. Will man etwa dem genialen Erfinder des Phonographen eine übernatürliche Wirkung auf den Stoff zuschreiben, aus dem der Phonograph geformt wird? Und doch war Edisons Geist nicht in jenen Eisen- und Messingteilchen enthalten, sondern stand über denselben. Mit Mikroskop, Wage und chemischen Reaktionen läßt sich dieser Geist ebensowenig nachweisen, wie die immanent in der Natur tätige Macht, die das zweckmäßige Gefüge eines Käfers, eines Papageis, eines Menschen hervorbringt, ja, welche die chemischen Affinitäten, die elektrischen Kräfte, die Schwerkraft wirksam sein läßt. So wenig wir uns leblosen Stoff vorstellen können, der nicht dem Gesetz der Trägheit gehorchte, so wenig können wir uns ein Lebewesen vorstellen, das nicht zweckmäßig, nach Art der Maschinen, organisiert wäre, mag der Theoretiker auch noch so viele Unvollkommenheiten an dieser Zweckmäßigkeit entdecken. Nur darauf kommt es an, daß diese Zweckmäßigkeit ausreiche zur Unterhaltung des Lebens; nicht darauf, daß sie von der Theorie als *vollkommen* anerkannt werde. Auch keine exakt-geometrische Figur bildet sich in der Natur von selbst in absoluter Vollkommenheit aus, nicht einmal in den Kristallen; wir können sie nur zeichnen und berechnen.

Wenn wir feststellen können, daß alles Leben auf unserm Planeten von den Sonnenstrahlen abhängt, so

verwechselt der Sonnenanbeter das Mittel mit der Macht, die es anwendet. Die Sonne ist so wenig zwecksetzend, wie die Gewitterwolke, die einen Blitz entläßt, oder wie die Würfelform eines Kochsalzkristalls. Aber eine der Forschung unerkennbare Macht bringt die Kristallform hervor und läßt den Körper der Pflanzen und Tiere unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen sich entwickeln. Die Worte „Bewirken" und „Erzielen" zeigen den Unterschied an zwischen den Leistungen der Sonnenstrahlen und der Leistung jener unerkennbaren Macht, die bald nach dem Prinzip der Sparsamkeit, bald nach dem Prinzip der Verschwendung (Produktion der Keimzellen im Überfluß) zweckmäßig wirkt. Wenn wir sagen, daß das Leben durch Kräfte, die nach Art einer Intelligenz wirken, zustande kommt und erhalten wird, so ist das ein Analogieschluß, der sich auf den bekannten Faktor der menschlichen Intelligenz beruft und von ihm aus auf ein Unbekanntes schließt. Wenn eine Gegenpartei erklärt, daß das Leben lediglich durch chemische und physikalische Kräfte ins Dasein gerufen werde, so ist das gleichfalls ein Analogieschluß, der sich auf die uns geläufigen physiko-chemischen Vorgänge der leblosen Natur stützt.

Will man zu unbefangener Bewertung des Lebens im Rahmen der gesamten Natur gelangen, so verzichte man auf eingebildete Mittelglieder zwischen anorganischem Stoff und lebendigen Zellen, von denen die Erfahrung nichts weiß, und nehme als Repräsentanten des Lebens seinen vollkommensten Typus, den Menschen, der uns nach seiner leiblichen wie nach seiner geistigen Seite doch leidlich bekannt ist. Der Leib des Menschen entsteht durch Hinzutritt leblosen Stoffes zur winzigen Keimzelle. Aber dies mikroskopische, lebende Protoplasmaklümpchen muß dasein, wenn der hinzukommende ungeformte Stoff dem

spezifischen Formalprinzip der menschlichen Körperbildung unterworfen werden soll. „Alle Materie als solche ist leblos“, sagt Kant, und fügt dann hinzu: „Leben heißt das Vermögen einer Substanz, sich aus einem inneren Prinzip zum Handeln zu bestimmen.“ Er nennt es also eine Handlung, wenn unter dem Einflusse der in der Keimzelle verborgenen Kräfte ein gewisser Vorrat von Eiweiß, Kohlenhydrat und Fett zum Kunstwerk eines menschlichen Körpers gestaltet wird, das selbst weiter handelt als denkendes, fühlendes und wollendes Wesen. Insofern ist diese Gestaltung ein Vorgang von Selbstgestaltung, als die gestaltenden Kräfte der Keimzellen sich aus einem andern lebendigen menschlichen Organismus abgezweigt haben. Wollen wir uns nicht selbst betrügen, so erscheinen uns Fortpflanzung, Vererbung und Entwicklung als eine Art von Zauberei der Natur, die unser Verstand vergeblich in Taschenspielerkunststücke aufzulösen sucht; denn darauf läuft es hinauf, wenn wir uns abmühen, diese Vorgänge zweckmäßiger Selbstgestaltung auf Vorgänge zurückzuführen, wie wir sie im chemischen und im physikalischen Laboratorium zu sehen gewohnt sind. Daß dieser Aufbau des Organismus, soweit dabei Arbeitsleistungen in Betracht kommen, sich mit energetischen Mitteln durchsetzt, in chemischen und physikalischen Vorgängen besteht, ist ebenso gewiß, wie die gleiche Tatsache in bezug auf die Konstruktion des Phonographen, des Telephons oder einer Taschenuhr feststeht.

Nicht das geringste wird an dieser Auffassung geändert durch die Annahme, daß der erste Mensch von einem Säugetiere anderer Art abstamme, und daß sein Stammbaum durch eine lange Reihe tierischer Ahnen auf eine Urzelle zurückreiche. Auch eine solche Urzelle konnte immer nur eine gewisse Zahl von Entwicklungsmög-

lichkeiten beherbergen und mußte mit Notwendigkeit unter dem Einflusse äußerer Lebensbedingungen sich bis zum Menschen hinauf entwickeln, wie sich aus einer menschlichen Keimzelle immer nur ein Mensch, und nicht etwa gelegentlich einmal ein Löwe oder ein Walfisch mit Notwendigkeit entwickelt. Die Idee der Phylogonie oder Stammesgeschichte ist allerdings nur gewonnen aus einer Analogie zur Ontogonie, der individuellen Entwicklung, und diese Analogie ist eine unvollständige, weil es zum Begriff der Urzelle gehört, daß sie nicht von einem andern Organismus abstammt, wie die individuelle Keimzelle, sondern daß sie elternlos ins Dasein getreten ist. Darum reicht das Entwicklungsprinzip nicht aus, das Dasein der in der Gegenwart lebenden Organismen zu begründen. Denn die Entwicklung setzt als Anfang bereits einen gegebenen Urorganismus voraus, in dem die Entwicklungsmöglichkeit, das Entwicklungsvermögen zu den höheren Organismen enthalten war; es mußten Anlagen in ihr gegeben sein, die im Laufe enormer Zeiträume zur Entfaltung gelangten und damit einem Ziele zustrebten, wie der ontogenetische (individuelle) Entwicklungsprozeß einem Ziele zustrebt, der Bildung des fertigen Menschenleibes. Weil aber die Erfahrung keine Entstehung auch der einfachsten Lebewesen aus leblosem Stoffe kennt, und weil auch die Wissenschaft die Möglichkeit, bzw. die Bahn eines solchen Vorgangs nicht auszudenken vermag, sofern sie nur einigermaßen kritisch zu Werke geht, so folgt daraus, daß eine rein naturwissenschaftliche Erklärung des Daseins der Menschen wie der übrigen heute lebenden Organismen uns nicht gelingt. Mit dem Worte Entwicklung und mit dem Begriffe Entwicklungsgesetze ist gar nichts erklärt, solange man nicht die Entstehung der Grundlage, nämlich dessen, womit in ferner Ver-

gangenheit die Entwicklung begonnen hat, kennt. Es bleibt unserer Einsicht ebenso verschlossen, wie lebendige Wesen ohne Mitwirkung von Keimzellen aus toter Materie hervorgehen konnten, als wir zu begreifen vermögen, daß Materie oder Energie aus nichts habe hervorgehen können.

Unserer Anschauung ist vom Menschen unmittelbar nur der Leib zugänglich. Nur wenn wir unsere Sinnlichkeit zum Maßstabe aller Dinge machen wollen, können wir wagen, lediglich menschliche Leiber als Urheber aller Kunstwerke in Technik, Musik, Malerei, aller Wissenschaft, Gesetzgebung, Literatur zu feiern. Halten wir uns aber nicht befugt, lediglich der äußeren Anschauung der Sinnlichkeit zu folgen, sondern gewinnen wir die Überzeugung, daß im menschlichen Körper eine der Sinnenwahrnehmung verborgen bleibende, geistige Macht enthalten und wirksam sei, die wir seine Seele nennen, und der wir den entscheidenden und maßgebenden Einfluß bei allen Erzeugnissen von Kunst und Wissenschaft zuschreiben müssen, einen Einfluß, der sich in erster Linie in zweckmäßigem Handeln äußert, dann haben wir auch keinen Grund, die Annahme einer der Seele entsprechenden, in der ganzen Natur wirksamen, sinnlich nicht wahrnehmbaren Macht zu verwerfen, auf deren Tätigkeit wir in erster Linie durch den zweckmäßigen Aufbau der Tiere und Pflanzen, dann aber durch die Gesetzmäßigkeit des ganzen Naturlaufs hingewiesen werden, und die man in Kürze als die Vernunft der Natur bezeichnen könnte. Wie die Seele eine nicht greifbare Idee ist, so ist es auch die kosmische Vernunft. Ihrer Annahme kann man aber sowenig den Vorwurf des Mystizismus machen, wie der Annahme der Seele. Und wenn wir in der gesamten Natur, der leblosen wie der belebten, nur energetische, bzw. materielle Vorgänge beobachten,

so gilt ein Gleiches von allen Handlungen des Menschen: denn Mienenspiel, Worte, Schriftzeichen, Pinselstriche, Tonstücke sind lediglich materielle Erscheinungen. Will man nur diese materielle Seite menschlicher Handlungen gelten lassen, ihren geistigen Ursprung aber leugnen, so verfällt man dem krassesten aller Mystizismen, indem man dann an die Allmacht von Druck, Stoß, Elektrizität usw., kurz der sogenannten „rein materiellen“ Naturvorgänge zu glauben gezwungen ist, die doch wiederum nichts anderes sind, als in unserm Bewußtsein auftauchende Vorstellungen.

Gerade in dem durch die ganze Natur verkörperten Prinzipe der Ordnung und der Gesetzmäßigkeit offenbart sich jene im Hintergrunde der Natur stehende unsichtbare Macht, die man in der völkerpsychologischen Überlieferung gewöhnlich als Gottheit bezeichnet. Wendet man ein, man bedürfe dieser Idee nicht, die Naturgesetze seien ausreichend für die Erklärung alles Geschehens, so geraten wir wiederum auf die Wahl zwischen der Verwendung von Banknoten und von Kupfermünze. Dann haben wir auch das Recht, alle menschlichen Handlungen, von denen die Geschichte, bzw. die Kulturgeschichte bis auf den heutigen Tag berichten, lediglich aufzufassen als materielle Sinneserregungen und als Muskelzusammenziehungen. Erscheint uns solche Auffassung aber als zu dürftig und zu äußerlich, so wird unsere Naturanschauung auch dann erst den Anspruch auf Geschlossenheit, Abrundung und Vollständigkeit erheben können, wenn wir aus der Gesamtheit unsres persönlichen äußern und innern Erlebens den Schluß ziehen, daß ein göttliches Prinzip die Welt durchwaltet, daß die Naturwissenschaft gleichsam den Vorhof der Gotteserkenntnis bildet. Denn wie dieser Weltanschauung die Gesetzmäßigkeit als Kriterium des Göttlichen gilt, so würden ohne solche gesetzliche Regelung

die materiellen Vorgänge der Natur lediglich von Zufallskombinationen abhängen. Das Wesen des geistigen Untergrundes der Natur bildet aber nicht einmal für die wissenschaftliche Spekulation ein Problem, da sich wissenschaftlich ebensowenig darüber etwas ausmachen läßt, wie über das Wesen der Seele. Die Seele anderer Menschen offenbart sich uns lediglich durch Vermittlung von Muskelkontraktionen; die Weltvernunft offenbart sich ausschließlich in materiellen, unsrer Sinneswahrnehmung zugänglichen Prozessen. Und wenn wir das Getriebe des Kosmos einem ablaufenden Uhrwerke vergleichen dürfen, so wissen wir nicht, d. h. wir können erfahrungsmäßig nicht feststellen, wo sein Urquell liegt, d. h. seine aufziehende Kraft, und wohin der Strom seiner Entwicklung enteilt.

So spielen stets Reflexionen in unsre Weltanschauung hinein, und haben wir Anschauung gewonnen von den Vorgängen in der Natur, so können wir gar nicht anders: wir müssen von diesen Anschauungen durch Vermittlung von Begriffen aufsteigen zu allgemeinen Ideen, die wiederum einen mehr oder weniger weitreichenden, rückwirkenden Einfluß auf unsere Anschauung ausüben. Daraus *können* Voraussetzungen, daraus *dürfen* niemals Vorurteile entstehen.

Unterscheiden wir äußere und innere Erfahrung, in dem Sinne etwa wie Locke den Gegensatz zwischen Wahrnehmung und Reflexion auffaßte, so ist die innere Erfahrung eine geistige Reaktion auf die äußere. Das ist der Standpunkt, den die Naturforschung nicht nur, sondern auch die, ich möchte sagen normale Weltanschauung von jeher eingenommen hat. Wenn man seit Berkeley den Schuh umgekehrt und gesagt hat, die Erscheinungswelt sei rein innere Erfahrung und wir gelangten erst durch

Reflexion über sie zur Hypothese oder vielmehr zum Truggebilde einer Außenwelt, so stehen sich hier zwei Auffassungen der Wirklichkeit gegenüber, von denen ich die letztere trotz der verhältnismäßigen Leichtigkeit, mit der sie sich dialektisch verteidigen läßt, ablehnen zu sollen glaube. Ich halte die Natur nicht für eine bloße subjektive Vibration unseres Bewußtseins, sondern für etwas außer uns gegebenes Wirkliches. Die Natur bleibt bestehen, auch wenn wir nicht mehr sind; nur unsre Natur geht mit uns zugrunde.

Farbe und Licht sind dasselbe Objekt, das eine Mal physiologisch, das andre Mal physikalisch begriffen. Die Natur läßt sich eben von verschiedenen Standpunkten aus betrachten. Daß dabei auch das betrachtende Subjekt, die Seele, für die noch niemand eine einleuchtende Definition gefunden hat, mit zur Natur zu rechnen ist, daß ihre Denkgesetze also auch Naturgesetze sind, braucht uns nicht irrezumachen, und die als etwas Primäres im Menschen sich regenden Gefühle entsprechen den Instinkten der Tiere. Während wir einerseits unsern Geist als ein System unräumlicher Kraftwirkungen fühlen, so gut fühlen wie unsern Körper, gehört es anderseits zu den Eigenschaften des Geistes, sich in „materiellen“ Erscheinungen kundgeben zu können, mit „materiellen“ Mitteln auf die Umwelt zu wirken.

Wir müssen uns abfinden mit dem anscheinenden Widerspruche, daß menschliche Vernunft und Persönlichkeit einerseits aus dem materiellen System der Keimzelle erwachsen sind, anderseits sich unermeßlich hoch über alle materiellen Vorgänge erheben. Der materialistischen Deutung des geistigen Lebens ist entgegenzuhalten, daß ein Idiot soviel ißt und trinkt wie ein Genie. Auch wenn wir voraussetzen, daß im Laufe der Erdgeschichte das erste

Menschenpaar einmal aus tierischen Ahnen hervorgegangen sei, so ist dabei im menschlichen Geiste etwas Neues entstanden. Die Humanität ist keine bloße Abzweigung oder Verfeinerung der Bestialität. Tiere können Furcht oder Scheu haben, sie können der Dressur sich weitgehend fügen; aber von einem Gewissen sollte man bei ihnen nicht sprechen, es sei denn, daß man diesem Worte einen so weiten Umfang gäbe, um auch körperlichen Schmerz als das Gewissen des Leibes zu bezeichnen. Solche Aufblähung der Begriffe führt zur Vernichtung ihres Inhalts, ihres eigentlichen und ursprünglichen Sinnes. Mensch, Tier, Pflanze und Anorganisches sind die vier Stufen, in denen die Natur zur Entfaltung gelangt, und von denen die niederen den Unterbau der höheren bilden. Will man diese vier Stufen auf ein gleiches Niveau bringen, so fälscht man dadurch das Antlitz der Natur.

Auch des Todes ist hierbei zu gedenken. Das Problem des Todes ist ein Teil des Problems des Lebens. Im Gebiet des Anorganischen kann von ihm keine Rede sein; den Unterschied zwischen einer toten und einer lebendigen Pflanzenzelle kennt der Botaniker aber ganz genau, und jeder Hunde- oder Pferdebesitzer weiß, was der Tod für das Tierreich bedeutet. Bleiben wir beim Menschen stehen. Nur wer im Menschen lediglich eine Tierform erblickt, wird vielleicht mit einer Handbewegung jeden sich regenden Gedanken an die Möglichkeit einer Unsterblichkeit der Menschenseele ablehnen. Und doch hat ein großer Biologe, Th. Huxley, erklärt, die Unsterblichkeit der Seele sei nicht so wunderbar wie die Erhaltung der Energie oder die Unzerstörbarkeit des Stoffes. Ist der Tod die Vernichtung der Seele wie des Leibes oder ist er nur die Trennung der ersteren vom letzteren, wobei erfahrungsgemäß der Leib der Vernichtung anheimfällt? So wird ge-

wöhnlich gefragt; wir werden zu untersuchen haben, ob die Fragestellung richtig ist.

Beweisen kann niemand die Sterblichkeit der Seele, er kann nur daran glauben. Ebensowenig kann von einem Beweise für ihre Unsterblichkeit die Rede sein, nur ihre Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit läßt sich erörtern. Friedrich der Große spricht von jenem schweigenden Lande, aus dem niemand uns Kunde zurückbringt. Hier äußert sich die Idee der Unsterblichkeit im Gefühl eines erhabenen Geistes, wie sie anderseits die naivsten Naturvölker stets beherrscht zu haben scheint. Seit den ältesten Zeiten des Diluviums, aus denen Reste menschlicher Körper und Dokumente menschlicher Bestattungsart auf uns gekommen sind, scheinen Ewigkeitsgedanken im Menschengeiste aufgekeimt zu sein. Jeder Friedhof lehrt, daß fortwährend Stoffteile in die Wellenbewegung des Lebens eintreten, um sie wieder zu verlassen, und legt es nahe, daß über jenen bewegten Stoffteilchen ein unsterbliches Prinzip thront, das weder räumlich noch zeitlich bestimmbar ist. Ich will damit sagen: Erheben wir die Unsterblichkeit der Seele zur Voraussetzung, so können wir uns nicht vorstellen, daß nach dem Tode Raum und Zeit für die Seele in Betracht kommen: so und nicht anders kann man die Ewigkeit denken. Stellen wir uns indes auf den Boden streng wissenschaftlicher Erwägung, so müssen folgende Möglichkeiten eingeräumt werden, deren Wahrscheinlichkeit wiederum abhängt von dem Standpunkte, den unsre Betrachtung einnimmt:

a) wenn wir die Seele deuten als Funktion der materiellen Konfiguration des Gehirns, so werden nach dem Tode nur Stoffteilchen übrig sein;

b) wenn wir in der Materie nur eine Vorstellung der Seele erblicken, so muß es nach dem Tode mit der

Materie aus sein; dafür, daß dann auch die Seele aufhöre zu existieren, fehlt jeder Anhaltspunkt;

c) wenn Materie und Seele einander nebengeordnete Substanzen wären, wobei die Materie aber nur als Erscheinung (im Sinne Kants) von der Seele wahrgenommen wird, so können Seele und Materie sich im Tode voneinander trennen, ohne daß eine von beiden der Vernichtung anheimzufallen brauchte.

In diesen Fragen, die ich als Ewigkeitsgedanken bezeichnete, endet jede Naturbetrachtung, Naturanschauung, weil hier die Erfahrung ein Ende findet. Die Ewigkeitsgedanken sind daher der religiösen Sphäre des Menschen zu überlassen, deren Berechtigung keine Weltanschauung anzweifeln kann.

Das uns im Tode entgegentretende hehre, gewaltige Schweigen der Natur stimmt andächtig und führt zur Demut, wie ihr Tönen und Leuchten Freude und Erhebung weckt. Es gibt eine wissenschaftliche Naturansicht, die durch Zergliederung der Phänomene uns die Ordnung, die Gesetzlichkeit der Natur enthüllt. Es gibt eine künstlerische, die uns in Farbenflecken und Lichtstimmung, in musikalischen Harmonien und freier Dichtung in eine Zauberwelt entrückt. Es gibt endlich eine wissenschaftlich-künstlerische Naturbetrachtung, der die Methode der Wissenschaft so wenig fehlen darf wie das zwanglose Schauen des Künstlers; sie erfüllt uns mit Bewunderung wie mit Andacht und führt uns zur Unterwerfung unter das Erhabene: damit ist die Brücke zur Religion geschlagen.

III.

Wissenschaft.

Es wäre paradox, wenn man behaupten wollte, Vater aller Wissenschaft sei der Zweifel, Mutter aber die Neugierde. Dennoch liegt mehr als ein Körnchen Wahrheit in diesen Sätzen. Wir wollen uns daran genügen lassen, daß die Wissenschaft sich bemüht, genauer zuzusehen, als das im Oberflächengekräusel hinflutende Tagesleben. Doch bis zu welcher Tiefe des Ozeans vermag das Auge dieser armen Wissenschaft einzudringen? Ist nicht jede durchmessene Schicht wie ein Schleier über die nächste gelagert, als ob die Gesetze der Lichtabsorption hier Geltung fänden? Ja, auf den „Höhen“ der Wissenschaft glänzt das Licht des Erkennens; doch ihre „Tiefen“ bestehen in Fragen ohne Antwort. Wie mit Hieben einer feinen Gerte sucht das Denken unser Anschauungsvermögen aufzupeitschen; doch wie bald ist die Grenze da, wo es haltmacht, zitternd wie ein edler Renner vor unübersteigbarem Hindernis. Dann bleibt dem Denken nichts weiter übrig, als in Verschränkung mit der Anschauung das gewonnene Wissen zu gestalten oder es wenigstens unterzubringen in einem schematischen Fachwerk, das man System nennt, und die Phantasie wird durch einen horror vacui gestachelt, die leer gebliebenen Fächer auszufüllen, sei es mit Blumen, sei es mit Stroh.

Nur wenn sie Lebensluft atmen kann, gedeiht Wissenschaft, und diese Lebensluft heißt Freiheit. Galilei und Bruno atmeten Freiheitsluft auch noch in den Kerkern der Inquisition und auf dem Scheiterhaufen; nicht allen ihren Nachfolgern gelang dies, die freiheitsfeindlichen Gewalten wurden für viele zu übermächtig. Die Ketten wurden feiner geschmiedet, die Zellen verengt, und ganze Völker verfielen geistiger Stumpfheit. Es ist sattsam bekannt. — Die Menschen haben sich noch in anderer Richtung an der Wissenschaft versündigt. Sie haben, und das ist bis auf diesen Tag geschehen, einen Fetisch aus ihr gemacht, obgleich sie nichts weniger ist als ein unfehlbarer Götze, sondern etwas echt Menschliches, human in jedem Sinne des Wortes. Wohl darf die Wissenschaft in freudigem Stolz ihr Haupt erheben und hinzeigen auf die weiten Gebiete des Erforschten; aber sie zeigt sich nicht minder groß, wenn sie demütig dies Haupt neigt angesichts der Schranken, die ihr gezogen sind. Welchen Mißbrauch haben die Menschen nicht mit der Wissenschaft getrieben! Wurden die Ketzer- und Hexenverbrennungen nicht im Namen der Wissenschaft inszeniert? Gewiß war die „wissenschaftliche" Hexenkunde eine greuliche Afterwissenschaft, allein die Gelehrten, besonders die Rechtsgelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts glaubten an sie, an diesen Fetisch, wie wir an das glauben, was die Historiker, die Chemiker, die Biologen uns sagen. Der Himmel behüte uns daher vor nichts mehr als vor schlechter Wissenschaft; und möge es nie an Richtern fehlen, die gute und schlechte Wissenschaft mit Schärfe zu unterscheiden wissen! Schon eine Wissenschaft, die als persönliche Angelegenheit behandelt wird, taugt nicht viel; und wie viele gibt es, denen nicht die Hauptsache ist, welchen Fortschritt im Wissen die Menschheit gemacht hat, sondern welche Scherflein sie, ihre werten

Personen, dazu beigesteuert haben. Nur die im Feuer selbstloser Kritik geläuterte Wissenschaft ist ein verehrungswürdiger Triumphbogen menschlichen Geisteslebens. —

Auch unser Denken sei ein Erleben, dann überbrücken wir die Kluft zwischen der Anschauung und den Begriffen; dann werden Anschauungs- und Denkformen zugleich Beziehungen der Wirklichkeit. Für die Logik ist das erkenntnistheoretische Problem als Ganzes nicht lösbar, sonst gäbe es nur eine Erkenntnistheorie und nicht so viele, wie es Philosophieprofessoren gibt. Darum bescheide man sich beizeiten und begnüge sich damit, die Quellen und die Berechtigung unseres Wissens zu prüfen sowie die Arbeitsregeln der Einzelwissenschaften festzustellen. Solche Forderung hat kein geringerer als Helmholtz aufgestellt. Darum prüfe man auch die Frage, ob die Annahme von etwas Metaphysischem, d. h. von etwas, das jenseits der Natur existiert, notwendig, statthaft oder unzulässig ist. Ich bin der Meinung, daß bei Beantwortung dieser Frage das persönliche Bedürfnis des Menschen ein Recht hat, sich geltend zu machen, und ich habe trotz aller „antimetaphysischen Standpunkte“ noch keinen Menschen kennen gelernt, dem es ganz an Bedürfnissen gefehlt hätte, die man metaphysische zu nennen pflegt. Vorstellungen über die Beschaffenheit des Metaphysischen können wir allerdings nur aus Analogieschlüssen, unterstützt durch Regungen der Phantasie, schöpfen, und diese Vorstellungen werden matte, formlose Schatten bleiben, sofern nicht schöpferische Gestaltung der Anschauungskraft eingreift. Darum verwechsle man nicht Weltanschauung und Philosophie. Sicher war Shakespeare ein tiefblickender Weltanschauer, und doch findet er keinen Platz in der Geschichte der Philosophie, nicht einmal neben Sokrates. Von andern

Meistern der Weltanschauung, wie Goethe, Fritz Reuter, Bismarck wäre ein gleiches zu sagen. Die Philosophie verhält sich zur Weltanschauung etwa wie die Ästhetik zu einem Werke der Kunst; die Weltanschauung ist Objekt der Philosophie, ein Philosoph kann Vorträge darüber halten; auch können Systeme einzelner Philosophen als Systeme einer Weltanschauung gelten. Im allgemeinen ist aber die Weltanschauung ein weiterer Begriff, als die Philosophie.

Die Weltanschauung, nach der wir trachten, soll nicht grundlos und willkürlich sein, sondern wissenschaftlicher Kritik standhalten. Der auf Ergebnisse der Einzelwissenschaften sich stützende, kühl abwägende und verbindende Verstand — nicht bloßes Gefühl oder gar subjektiver Wunsch — soll die Richtlinien der Weltanschauung bestimmen. Daneben ist der Phantasie ein Einfluß auf ihre Gestaltung vorbehalten. Wäre die Weltanschauung aber lediglich ihr Werk, so fehlten ihr die wissenschaftlichen Grundmauern, sie wäre Träumerei ohne Wert.

Eine wissenschaftlich begründete Weltanschauung wird Zustimmung fordern, wird überzeugen wollen, ihr Ziel ist der Beifall aller; darum hat man auch stets versucht, die eine Weltanschauung zu beweisen, die andere zu widerlegen. Hierbei macht der Glaube in ähnlicher Weise sich geltend wie in den einzelnen Wissenschaften, in denen alles Wissen von Glauben durchdrungen ist. Das reine, ganze Wissen ist ein Ideal, dem wir nachjagen; dem tatsächlichen Wissen ist stets der Glaube als etwas unvermeidlich Menschliches beigemengt. Gläubig sind alle, namentlich auch die Naturforscher. Der Materialist glaubt an die Omnipotenz der Materie, mancher Biologe an die Allmacht der Naturzüchtung; während andere wieder glauben, daß eine Naturzüchtung überhaupt nichts zu bedeuten

hat. Unter den Chemikern glaubt der eine, daß in den Verbindungen die Atome eine bestimmte Stellung haben, der andere, daß Atome überhaupt nicht existieren; der dritte endlich glaubt, daß auch die Elektrizität aus Atomen besteht, die nur viel kleiner sind als die chemischen. Ein schlimmer Glaube ist der Autoritätsglaube, ein besserer der Überzeugungsglaube. So sind wir fest von der Gesetzmäßigkeit des Naturlaufs überzeugt und glauben an sie, obgleich ein strikter Beweis der allgemeinen Gesetzmäßigkeit schon darum unmöglich ist, weil jeder Versuch eines solchen Beweises jene Gesetzmäßigkeit schon voraussetzt. Doch sie ist ein felsenfester Überzeugungsglaube, ein Axiom. — Aus Wissen und Glauben und Phantasie erbaut sich eine wissenschaftliche Weltanschauung.

Die bedeutsame Rolle der Phantasie in der Wissenschaft ist oft unterschätzt worden. Allein die vom Verstande gezügelte Phantasie ist die Beherrscherin jeder Wissenschaft, während Gefühl und Wille (Wunsch) als störend oder schädlich zurückzudrängen sind. Die Phantasie webt unsere Überzeugungen und unsere Weltanschauung aus den Elementen des Wissens und des Glaubens zusammen; sie feiert Goethe in folgenden Worten:

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie.

Diese bunt beflügelte Göttin fügt auch die Hände von Wissenschaft und Kunst ineinander. Eine von Phantasie

durchglühte, vom Verstande geleitete Wissenschaft gestaltet künstlerisch; eine der Phantasie bare Wissenschaft ist Handwerk.

Freilich bedeutet für die Phantasie das subjektive Moment nicht weniger, als für den Glauben. Es bestimmt Stärke und Lebhaftigkeit in der Reaktion der Phantasie auf äußere Eindrücke. Es reizt die Phantasie zu Illusionen, die den Einfluß des wahren Wissens beeinträchtigen. Andrerseits zwingt es die Phantasie, sich den Rätseln gegenüber, die uns umgeben, zu bescheiden. Nichts ist hierfür lehrreicher, als die Geschichte der Naturphilosophie von Demokrit und Aristoteles bis auf unsre Tage. Ihre Achse, um die sich alles dreht, ist seit jenen Uranfängen das biologische Problem, die Erklärung des Lebens der Pflanzen und Tiere. Alle Erklärungsversuche bis auf die Gegenwart bewegen sich in parallelen Bahnen, die gewöhnlich als Mechanismus und Vitalismus unterschieden werden, und trotz aller Verketzerung der einen Richtung durch die andere werden beide Bahnen auch in der Zukunft nebeneinander herlaufen, sofern man die Lösung nicht darin findet, daß die eine Erklärung nur die eine Seite des Lebens trifft, die andere Erklärung die andere. Die einseitig gerichtete Phantasie der auch heute noch um Demokrit und Epikur sich scharenden Naturphilosophen starrt wie hypnotisiert bei Betrachtung der Organismen lediglich auf diejenigen Eigenschaften, die sie mit den Steinen und sonstigen leblosen Massen gemein haben; während die anderen mit Aristoteles hervorheben, daß in den Pflanzen und Tieren etwas tätig ist, das „unterscheidet, wählet und richtet“; und beide Parteien glauben das rätselhafte Wesen der Organismen mit den ihnen bekanntesten und nächstliegenden Erscheinungen zu vergleichen. So bleibt es Schicksal des Menschen, immer wie-

der zu glauben; ein reines und ganzes Wissen wäre etwas Göttliches. Doch „mit Göttern soll sich nicht messen irgendein Mensch“.

Es besteht in der Wissenschaft ein gewisser Kampf zwischen der Phantasie und der Neigung, auf wirkliches Wissen, auf Erkenntnis in vielen Fragen zu verzichten. Tatsächlich kann Wissenschaft über die Erfahrung hinaus keine Geheimnisse entschleiern. Es fehlt uns zweifellos an Organen, um alles erforschen zu können und alles zu wissen. Wir müssen uns damit abfinden, daß wir auf dringliche Fragen, zu denen wir uns immer wieder getrieben fühlen, keine Antwort erhalten, weder in unserm Innern, noch draußen in der Natur. Deshalb kann auf vielen Gebieten die Wissenschaft dem Agnostizismus nicht entrinnen, der da predigt: Lernt das Nichtwissen, das Nichteinsehen ertragen! Das gilt nicht nur den „Dingen an sich“ gegenüber, sondern auch von den Erscheinungen der Zukunft und der Vergangenheit, sofern sie unsrer Erfahrung entrückt sind. Darum sollten wir das Unwißbare auch nicht erfahren wollen. Schon der Natur gegenüber müssen wir es hinnehmen, daß auf eine Lösung der letzten und tiefsten Probleme zu verzichten ist. Ein solcher Standpunkt ist sicher gesunder als das Gaukelspiel der Illusionen und Utopien. Wir können erfahrungsmäßig feststellen, daß der Kampf ums Dasein ein zerstörender Prozeß ist; aber kein Erfahrungsbeispiel gibt es dafür, daß er auch aufbauend wirkt. Dennoch gibt es Leute genug, die dies glauben, bloß darum, weil es in den Schematismus ihrer Weltanschauung paßt. Ein unvollkommenes Naturbild ist zweifellos besser als ein scheinbar vollständiges, das im Grunde nur unserer Anmaßung spottet. Unser Wissen wie unsre Anschauung haben Grenzen; man denke nur an das, was wir Seele

nennen. Was wir nicht wissen können, braucht uns auch nicht zu kümmern. Es gehört zum Wesen dieser Welt, daß sie ein Sack voller Rätsel ist. Die unserm Erkenntnisvermögen gesetzten Schranken beweisen, daß auch wir uns nur als bescheidene Kreatürchen fühlen dürfen, daß es unerlaubt ist, unsern Geist als den höchstmöglichen Geist des Weltalls hinzustellen. Dann gewinnt der Standpunkt der Entsagung aber auch „seine eigentümliche Schönheit", wie Hebbel sagte, und wir haben keinen Anlaß, über diese unsere Stellung in der Welt zu klagen. Unsere Aufgabe ist es, in heiterer Ruhe einen Wald von Problemen zu durchwandern, deren Lösung wir nicht erleben werden. Bis ans Ende unsres Erdenwallens werden wir von einer Wolke großer und kleiner Fragezeichen umschleiert; daran wird nichts geändert, ob wir auf die Unbarmherzigkeit der Naturgesetze rechnen oder an eine Barmherzigkeit Gottes glauben.

Neben der Phantasie kommt für die wissenschaftliche Weltanschauung dem Temperament eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu. Shakespeare und Bismarck waren Temperamentsdenker, und unter den Heroen der Wissenschaft ließen sich nicht wenige ebenso klassifizieren. Wer möchte das Temperament in den Gedanken solcher Männer vermissen? Es vermag zur gewaltigsten Triebfeder des Geistes zu werden; freilich kann es bei zügellosem Waltenlassen mehr schaden als fördern.

Wenn wir auf dem Grunde jeder Wissenschaft eine Muschelbank finden und jede Muschel ein Rätsel einschließt, so kommt es nur auf eines an: daß uns die Hochhaltung der Wahrheit über alles geht! Dann werden wir auch rechtzeitig unterscheiden zwischen Erfahren, Denken, Wähnen und Wünschen und kein Opfer eines Selbstbetrugs werden. Wissenschaft soll wunschlos

sein. Zwischen den Ergebnissen der Erfahrung und den Bedürfnissen des Gemüts gibt es kein Kompromiß. Je leidenschaftsloser wir urteilen, um so stärker sind wir. Wir sollen mit den Liebhabereien so gut aufräumen, wie mit den Vorurteilen. Erst durch Erziehung zu nüchternem Urteil befreien wir uns von Illusionen und Aberglauben im Sinne wahrer Menschenwürde. Nur dann sind wir ehrlich, wenn wir in fortwährender Selbstkorrektur unsrer Ansichten vorwärts schreiten. Dann vermeiden wir den Fehler, Behauptungen an Stelle von Wissen zu setzen. Nur bei steter Orientierung am Kompaß unsres innersten Wahrheitssinnes steuern wir sicher durch die Klippen dieser Welt. Das empfindlichste Wahrheitsgefühl sei darum oberster Regulator jeder Weltanschauung, denn einer jeden droht Blendwerk verschiedener Art. Durch farbige Brillengläser wird das Aussehen der Welt gefälscht. Schmachvoll wäre es, wollten wir uns zumuten lassen, Illusionen der Wahrheit vorzuziehen, falls jene unsern Vorurteilen schmeicheln. Darum ist die Weltanschauung kritisch, sofern sie wahr ist, und wahr, sofern sie Kritik ist. Wohl läßt sich die Farbe des Gefühls und des Temperaments aus keiner Weltanschauung bannen, nichtsdestoweniger ist Aufrichtigkeit im Schauen und Fühlen zu fordern wie im Denken und Sprechen.

Die Wahrheit ist mannigfaltig. Es gibt neben der empirisch-wissenschaftlichen Wahrheit auch künstlerische, symbolische, mythologische Wahrheiten. Man beachte nur, daß eine Unwahrheit nicht dadurch zur Wahrheit wird, daß ein Chor von Millionen Stimmen sie in die Welt hinausruft. Gewiß ist die volle Wahrheit ein Ideal, also nie ganz zu erreichen; Wahrhaftigkeit sollen wir aber ganz haben und üben. „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz

der Mensch ist oder zu sein meint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewendet hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen"; so lehrte Lessing.

Darum ist in all unserm Wissen der Irrtum vorbehalten; er ist von der menschlichen Natur nicht zu trennen. Seine Klippen sind der Anschauung weniger gefährlich, als dem Denken; „erst mit dem Überlegen fängt der Irrtum an", sagt Schiller. Bei unsern Mitmenschen haben wir natürlich mit der gleichen Schwäche zu rechnen, wie bei uns; sumus homini! Während der Instinkt der Tiere so unfehlbar ist, wie die Entwicklungsregel einer Art oder wie die Arbeit einer Maschine, ist die Möglichkeit des Irrtums mit dem menschlichen Geistesleben untrennbar verbunden. Irren ist unvermeidlich, wenn auch schmerzlich. „Das Falsche, das mir entschlüpft, wie ein Gespenst mir vor Augen hüpft", klagt Goethe. Darum verdient die Geschicklichkeit, eigene Irrtümer zu sehen, alles Lob. Am gefährlichsten sind Irrtümer, wenn wir sie zu Vorurteilen werden lassen; dann stehen sie fest wie Mauern, während doch unser Streben darauf zu richten ist, sie möglichst schnell zu beseitigen. Einer der gröbsten Irrtümer ist die angebliche Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft, mit der soviel Unfug getrieben wird, und die doch ein Ding der Unmöglichkeit ist. Zu den Irrtümern rechne ich es auch, wenn sich jemand brüstet. wie herrlich weit wir es in der Wissenschaft gebracht hätten. Durch solche Täuschung wird dem Fortschritt im Wissen gewiß nicht gedient.

Darum soll der wissenschaftliche Blick in die Tiefe dringen, und nicht an der Oberfläche haften bleiben. Der Tiefe und Schärfe des Blicks, der Weite des Horizonts soll die Konzentration im Schauen entsprechen. Nur dann schaut man die Beziehungen der Dinge, auf die es

ankommt. Dann vermeidet man den Fehler, Dogmen zu komponieren, wohin so leicht eine üble Neigung uns zieht. Denn auf allen Gebieten der Wissenschaft, am meisten wohl auf dem der Biologie, erleben wir es, daß man um so mehr schematisiert, je weniger Einzelwissen man besitzt. Deswegen hat Ernst Mach die Anbetung des Kausalprinzips als Fetischismus bezeichnet; würde sie in der Biologie konsequenz durchgeführt, so käme man nie über ein physiko-chemisches Chaos hinaus an Stelle des Organismus, wie man tatsächlich auch die Vernunft aus der Unvernunft durch den Kampf ums Dasein hervorgehen lassen will. Schauen wir aus unsrer ganzen Persönlichkeit heraus und halten wir unser inneres wie unser äußeres Auge frei und hell, so kommen wir weiter, als wenn wir uns mit wissenschaftlichen Scheuklappen garnieren.

Neben den Klippen der Irrtümer hat die Wissenschaft sich vor den Sackgassen der Positivismen in acht zu nehmen. Wer sich in denen einmal festgelaufen hat, findet schwer wieder heraus.

Zwar ist nicht zu leugnen, daß die Menschen ein hohes Bedürfnis nach „positiven", womöglich unerschütterlichen Überzeugungen hegen, an die sie felsenfest glauben können. Doch das Bedürfnis allein kann über den Wert solcher positiven Überzeugungen nicht entscheiden; in der Wissenschaft, und um sie allein handelt es sich hier, hat die Kritik ein Wörtlein mitzureden. Die Sprache endet die positiven Glaubensobjekte durchweg auf -ismus, und die Kritik möchte alle diese Ismen, wie Monismus, Dualismus, Pluralismus, wie Materialismus und Hylozoismus, Theismus und Atheismus, Pessimismus und Optimismus usw. am liebsten kurzerhand beiseite schieben; doch geht das leider nicht, denn die Menschen sind zu sehr in

Dogmatismen verliebt, von denen sich jeder den ihm passenden aussucht, weil er von ihm eine Lösung seiner Zweifel erhofft. Tatsächlich liegen alle diese Positivismen im Streit miteinander, und es fehlt an einem obersten Schiedsgericht, zu entscheiden, welches der richtige sei. Nur Argumente zugunsten des einen und zu ungunsten des andern lassen sich beibringen, durch die aber der Streit nicht aus der Welt geschafft wird, sondern die nur das alte Wort neu bekräftigen: doctrina multiplex, veritas una. Von der Wahrheit hat jeder Positivismus mehr oder weniger Körnlein aufgespeichert; aber die ganze Wahrheit — sie ist eben das verschleierte Bild! Schon in der Vielzahl der Positivismen liegt ein Beweis vor für die Schranken, die der Macht der Wissenschaft gezogen sind.

Ein paar Beispiele mögen herausgegriffen sein, um die kritische Sonde an sie anzulegen.

Da ist erstens der Monismus, der die ganze bunte Mannigfaltigkeit der Welt aus einem einzigen „Prinzip" heraus erklären möchte. Seine Jünger nehmen den Mund etwas voll, wenn sie ihn für eine „Grundlehre von endgültiger Wahrheit" erklären, zumal es mehr als ein Dutzend Arten des „Monismus" gibt, die in mehr oder weniger hellem Widerspruch zueinander stehen. Einen wie mir scheint berechtigten Monismus hat schon Plato ausgesprochen in seiner Forderung: im Vielen die Einheit zu sehen; nur damit erreiche man Wissen. Es ist das nichts anderes als die Methode der Abstraktion, ohne deren fortwährende Handhabung keine Wissenschaft auskommen kann. Um einen Überblick über eine Vielheit von Erscheinungen zu erlangen, und um Schemata für ihre Klassifikation zu gewinnen, ist das Verfahren der Abstraktion unentbehrlich, durch das zwei oder mehr Begriffe einem einzigen untergeordnet werden; für die Erkenntnis der

tatsächlich die Welt zusammensetzenden Mannigfaltigkeit wird dadurch aber nicht das geringste gewonnen. Der formale bzw. methodologische Vorteil monistischer Abstraktion bleibt den realen Größen, Formen und Werten der Welt gegenüber bedeutungslos. Sehen wir von dieser für die Ökonomie der Wissenschaft vorteilhaften Tendenz zur Vereinfachung der Betrachtung ab, so fragt sich, warum soll für unser tatsächliches Erkennen der Monismus einen Vorzug vor dem Pluralismus haben?

Dem abstrakten wird ein konkreter Monismus gegenübergestellt, der seinen extremen Ausdruck z. B. im altjüdischen Theismus findet, nach dem Gott aus sich heraus die ganze Natur hervorgebracht hat, oder im allgemeinen unbewußten Geiste E. v. Hartmanns, aber auch im radikalen Materialismus, in der radikalen Energetik und im radikalen Spiritualismus. Als Grundlage eines Systems der Welterkenntnis befriedigen diese verschiedenen Arten des „konkreten" Monismus kaum, da sie alle deduktiv verfahren. Der Naturforscher bevorzugt das induktive Verfahren, und dies führt höchstens insofern zu einer monistischen Auffassung, als es zu zeigen vermag, daß das Gefüge der Welt durchgehends auf eine einheitliche Ordnung hinweist. Wenn wir aber berücksichtigen, daß jede Naturbetrachtung in einer Aufdeckung von Beziehungen und damit von Gegensätzen beruht, so ist damit ein Monismus unvereinbar. Schon jede Bewegung ist Beziehung zweier Körper aufeinander; ein Einziges kann sich nicht bewegen. Die Bestimmung des Geschehens in der Natur ist immer nur durch zwei Koordinatenlinien möglich; jede Naturbeschreibung und somit jede Naturerklärung besteht in der Hervorhebung von Gegensätzen. Jede Anschauung hat Gegensätze zur Voraussetzung. Was nur in der Einzahl da ist, bleibt dem Menschen unver-

ständlich. Darum wurzelt der konkrete Monismus in einer Einseitigkeit der Anschauung; und wenn er soweit geht, die abstrakte Zahl Eins zum Götzen Monos zu erheben, wird man durch solchen Radikalismus an das Scherzwort eines modernen Dichters (E. v. Wolzogen) erinnert: „Was Monismus sei? Ja, das ist nicht so leicht zu erklären! Das ist sozusagen das Allgefühl, daß man sich nämlich als Mensch mit jedem Wurm eins fühlt.“ Ich meinerseits muß gestehen: will man die farbenreiche Palette, mit der allein sich diese Welt malen läßt, durchaus ins Monistische übersetzen, so läßt sie sich nur grau in grau oder schwarz in schwarz tönen. Damit geraten wir in die Gefahr einer Maulwurfsperspektive und eines Maulwurfsmilieus.

Was insbesondere den Materialismus anlangt, so ist dieser ein Abstraktionsverfahren, dessen Einseitigkeit deutlich hervorspringt. Er betrachtet immer nur die Rückseite eines Gobelins, auf der man die Zusammenknüpfung der Fäden sieht, verschließt aber sein Auge vor dem Muster der Vorderseite. Das bedeutet doch geradezu einen Tiefstand der Erkenntnis, und darum hat sich der Materialismus seitens der Philosophen auch harte Worte gefallen lassen müssen: Schopenhauer nannte ihn den Mist, um damit den Boden für die Philosophie zu düngen. Der Materialismus dürfte schon an den Tatsachen des Bewußtseins und des Denkens scheitern, die er materialistisch erklären will. Gerade die Einheitlichkeit des Bewußtseins sollte uns hindern, seelische Vorgänge physiologischen oder gar physikalischen gleichzusetzen bzw. mit ihnen zu verwechseln. Die Hypothese erscheint wirklich zu absurd, daß das ganze Leben mit Einschluß der Geistestätigkeit ein seelenloser, automatisch arbeitender Mechanismus sei. Berechtigt ist der Materialismus nur als

heuristische Maxime der Forschung auf den Gebieten der Physik, der Chemie und der Biologie; denn es ist ein richtiger Grundsatz, auch in der Biologie immer von neuem zu versuchen, wie weit man mit materialistischen, bzw. energetischen Erklärungen kommen kann, da nicht zu bezweifeln ist, daß das Leben sich mit materiellen und energetischen Mitteln verwirklicht und in die Erscheinung tritt. Eine Hauptgefahr materialistischer Theorien liegt allerdings weniger auf wissenschaftlichem als auf ethischem Gebiete, wenn der theoretische Materialismus in den praktischen umschlägt und den Philister singen läßt: „Ich pfeif' auf Kunst und Wissenschaft und fülle mir den Magen!" (Heinr. Hart). Weil die materialistischen Weltanschauungsversuche mehr als andere ihre Ideen mit Hilfe von Feuerwerk und einer Lärmtrommel geltend machen, fällt mir dabei immer der schöne Vers Paul Heyses ein:

Wenn aller Raketenspuk verweht,
Der hoch ergötzt die lieben Kleinen,
Dann werden in stiller Majestät
Die alten ewigen Sterne scheinen.

Mit dem Hylozoismus, der zur ältesten Naturphilosophie gehört, die das griechische Altertum kennt, steht es nicht viel anders. Es ist die Lehre von der Allbeseeltheit des Stoffes. Der Hylozoismus glaubt am geistigen Leben im Menschen denn doch nicht so leichtherzig vorbeigehen zu dürfen wie der Materialismus, sucht aber seinen Wunsch nach monistischer Abrundung des Weltbildes auf eine kaum weniger naive Art zu verwirklichen. Er legt das, was erklärt werden soll, nämlich Leben und Seele, schon jedem anorganischen Stoffteilchen als Eigenschaft bei, ohne sich darüber klar zu werden, daß es doch ein seltsamer Anthropomorphismus ist, wenn man dem Stein Gefühl, Willen usw., kurz, alle Eigenschaften der

Seele zuschreibt. Weil die Atome beseelt sind, allerdings nur eine kleine Seele haben, so wird nach dem Hylozoismus schon die Summe der Atome des Menschenleibes zu einer großen Seele führen. Diese Auffassung wird durch Kant zermalmt, wenn er im Lapidarstil den Ausspruch tut: „Alle Materie als solche ist leblos. Der Tod aller Naturphilosophie wäre der Hylozoismus". —

Die Triumphe der Wissenschaft in Erforschung der Natur, der Menschheitsgeschichte, der Sprachen usw. wird jedermann anerkennen; sie erfüllen uns alle mit freudigem Stolze. Aber auch von der Wissenschaft gilt, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen, und weite Gebiete sind menschlichem Erkennen verschlossen. Es gibt aber andere weite Gebiete mit Scharen von Problemen, die abseits von den Gefilden der Wissenschaft liegen, und die doch für den Menschen und seine Weltanschauung von höchster Bedeutung sind: die Gebiete der Religion und der Ethik.

IV.

Religion.

Hat jede Weltanschauung Rücksicht zu nehmen auf die Ergebnisse der Wissenschaft, so hat sie nicht weniger Beziehungen zu den andern großen Seiten menschlichen Geisteslebens, zur Religion, zur Ethik, zur Kunst. Das in der Weltanschauung tätige Ich muß die Blicke nach allen Seiten richten und dabei wissen, daß alles Sichtbare auf dem Grunde eines Unsichtbaren ruht, um einen Ausdruck Schopenhauers zu gebrauchen.

Die Religion ist eine der zartesten Blumen, die dem menschlichen Herzen entsprießen; keine verträgt weniger rauhes Betasten. Ihre Wurzelfasern haften im Gemüt; doch eng und vielfältig sind auch ihre Beziehungen zur Natur und zur Wissenschaft. Natur und Wissenschaft weisen beide über sich hinaus, und sie zeigen dabei auf die Religion. Wie schön hat Goethe der Tatsache, daß die Religion Herzenssache ist, Ausdruck gegeben in den Versen:

In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinen, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's fromm sein. —

Bei aller Zartheit gehört die Religion zu den gewaltigsten Machtfaktoren der Welt. Ihre Macht beruht auf

der Demut, die sie dem Menschen verleiht. Religion ist Ehrfurcht vor dem Heiligen; im weitesten Sinne nicht nur vor dem, was uns als Heiligtum gilt, sondern auch vor dem, was anderen heilig ist. Wir sollen Ehrfurcht haben vor dem Alter, vor dem Weibe, vor männlicher Tüchtigkeit; vor dem Kinde, denn es ist Knospe zu allem; vor dem religiösen Bekenntnis des Nächsten, denn wir verstehen ihn nicht oder doch nicht ganz.

Wahre Religion ist mit Duldsamkeit verbunden. Sind Wissenschaft und Kunst unversiegbare Quellen, aus denen der Geist schöpft, so ist religiöses Gefühl mit seiner Andacht vor den Geheimnissen des Lebens und des Todes, vor dem Erhabenen, das im Raume nicht wohnt, der Boden, auf dem unsre sittliche Persönlichkeit steht. Hier fühlen wir, daß in uns selbst wie in den Dingen um uns her eine Macht wirkt, die nicht nur Ehrerbietung, sondern auch freudige Hingabe heischt, der wir durch Öffnung unsres Herzens nahe kommen können, auch wenn wir ihr Wesen nur von weitem ahnen. Aus der Religion erwächst uns wahre Achtung vor uns selbst: sie ist das hohe Bewußtsein, Beziehung zu etwas Heiligem zu haben, ihm anzugehören, und es gleichzeitig wie einen Schatz zu besitzen. Etwas Heiliges muß er sein eigen nennen, oder der Mensch wird morden und brennen — dieser Umdichtung seines bekannten Wortes würde Schiller wohl zustimmen. „Es bleibt der letzte und allgemeinste Maßstab für den Wert eines Menschen,“ sagt Paul Heyse, „ob er auch der Andacht fähig ist, ob er seine Gedanken vom Staub des Werktags losmachen und eine Feiertagsstille in sich erzeugen und würdig genießen kann.“ Solche Fähigkeit zur Erbauung gehört zum edelsten und unveräußerlichen Besitz des Menschen.

So wenig sich aus der Religion allein eine Welt-

anschauung ergibt, so wenig kann Religion durch Weltanschauung ersetzt werden. Die Religion ist zugleich Objekt und Triebfeder der Weltanschauung. Ein Ersatz der Religion durch Wissenschaft ist gleichfalls unmöglich. Denn gerade dort, wo die Wissenschaft ihr Ende erreicht, in den Fragen nach der Realität oder Idealität der Körperwelt, der Sterblichkeit oder Unsterblichkeit der Seele usw., setzt religiöser Glaube ein. Sein Gebiet ist weit; es umspannt die unlösbaren Rätsel der Natur wie jene rätselhafte Regung unseres Gemütslebens, die wir Verantwortlichkeitsgefühl oder Gewissen nennen. Man könnte eine natürliche Religion von einer Gewissensreligion unterscheiden; die erstere ließe sich definieren als die Ehrfurcht vor der Ordnung und Einheitlichkeit der Natur, die letztere als die Ehrfurcht vor einer inneren Stimme, die leise, doch vernehmlich zu uns spricht, wenn wir auf sie lauschen. Darum redet man von Offenbarungen der Religion, während eine Weltanschauung erworben wird. Religion entspringt auch dem Bedürfnisse des Menschen, das ich oben als metaphysisches bezeichnete, und dem eine Religion um so allgemeiner genügt, je einfacher und zugleich volkstümlicher sie ist. Dies metaphysische Bedürfnis weckt an den Stellen unsern Glauben, wo das Wissen aufhört, und solcher religiöse Glaube gilt uns als Heiligtum.

Nur in der Atmosphäre der Freiheit, nur für freie Geister hat der Gegensatz von Heilig und Unheilig einen Sinn. Fehlte die Freiheit, wäre der Mensch ein lediglich von mechanischen Gesetzen regierter Automat, so würden heilige und unheilige Empfindungen unterschiedslos ineinanderfließen; es gäbe für den Menschen nichts Heiliges, wie es für eine Maschine nichts Heiliges gibt.

Auch die Religion sucht ihren Inhalt zu gestalten, wie

die Weltanschauung, und ganz ohne Mythologie geht es darum in keiner Religion ab; aber auch in keiner Weltanschauung. Tritt die Weltanschauung in besonders innige Beziehung zur Religion, läßt sie sich von dieser durchdringen, so darf von religiöser Weltanschauung gesprochen werden. Tatsächlich sollte jede Weltanschauung so gut religiöse Elemente umfassen wie wissenschaftliche. Dabei braucht kein Gegensatz zwischen wahrer Religion und wahrer Wissenschaft zu bestehen, falls man nicht beide ganz heterogenen Gebiete willkürlich und fälschlich miteinander vermengt. Solche Vermengung erst läßt Gegensätze aufsprudeln, die verwirrend und unheilvoll wirken können. Doch gerade innerhalb einer Weltanschauung können Religion und Wissenschaft in friedlicher Ergänzung und ohne gegenseitige Beeinträchtigung bestehen.

Als Sphäre des Glaubens steht Religion im Gegensatz zur Sphäre des Wissens; aber sie berücksichtigt das Wissen, wie es umgekehrt kein Wissen ohne Glaubenselemente gibt; man erinnere sich nur der Moleküle, Atome, Elektronen in Chemie und Physik. Goethe ging so weit, zu sagen: Wer Kunst und Wissenschaft besitzt, der hat auch Religion, und er wollte damit wiederum auf die Ehrfurcht vor dem Unbekannten, dem Erhabenen hinweisen, das um die Dinge und über den Dingen sich breitet, auf das Kunst und Wissenschaft jeden, der sehen will, hinweisen; und wenn er hinzufügt: Wer Kunst und Wissenschaft nicht hat, der habe erst recht Religion, so ist das die glänzendste Bewertung der Religion, die ich kenne, die ihre Notwendigkeit *vor* Kunst und Wissenschaft hervorhebt, besonders für die Kleinen, für die Einfältigen im Geist, für diejenigen unsrer Mitbrüder und Mitschwestern, die nicht das Glück haben, die Früchte von Kunst und Wissenschaft unmittelbar zu genießen.

In ähnlichem Sinne hat sich J. J. Rousseau ausgesprochen in seinem Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars*). Immer wieder muß einer verbreiteten literarischen Strömung gegenüber betont werden, daß bei richtiger Auffassung und bei Innehaltung der Grenzen namentlich die Naturwissenschaft gar nicht mit einer religiösen Weltanschauung kollidieren kann, weil erstere es nur zu tun hat mit den gesetzmäßigen Vorgängen der Erscheinungswelt, die Religion aber mit der innersten Seite des Gefühlslebens. Den tiefen Problemen des Menschenherzens gegenüber darf nicht nur das Wenige gelten, was die Wissenschaft darüber ausmachen kann; hier, wo das Wissen versagt, tritt das religiöse Fühlen mit seinem Sehnen, Hoffen und Glauben in seine Rechte, dessen Bereich hier zweifellos über den des Wissens hinausreicht. Will man dies Offenbarung nennen, mag man es tun; auch die Demut hat man eine Offenbarung genannt. Nicht nur in der Wissenschaft, auch in der Religion ringen wir um Wahrheit, und die Religion ist älter und ursprünglicher als die Wissenschaft, auch als die Philosophie.

Die intensive Stärke der Religion wechselt in den einzelnen Menschen; für ihre extensive Größe bildet die Zahl der christlichen Kirchen und der heidnischen Tempel, die es gegeben hat und heute noch gibt, einen Maßstab; auch sie kommen in erster Linie den Kleinen zugute. Die Religion entspringt einem Bedürfnis des menschlichen Gemüts, das sich mit triebähnlicher Kraft durchzusetzen sucht. Nicht nur gefühlsmäßig, sondern auch intellektuell und moralisch ist das religiöse Bewußtsein in uns begründet; darum läßt es durch Erziehung und Unterricht sich wecken, vertiefen, ausbauen. Ein religiöses Be-

*) Deutsche Ausgabe von J. Reinke (Heilbronn, Salzer, 1909).

kenntnis kann, wenigstens in der Theorie, moralisch indifferent sein, und Moral läßt sich auch lehren ohne Rücksicht auf das religiöse Gefühl unter Appell an den Nützlichkeitsstandpunkt. Die Ethik läßt sich unabhängig von der Religion behandeln; als Regel gilt dennoch, daß Religion und Sittlichkeit in enger Beziehung zueinander stehen, selbst in den Irrungen beider. Die Veranlagung zur Religion scheidet den Menschen vom Tier; das bekannte Wort Augustins: „Cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te“*), weist auf die innere Quelle unserer religiösen Erregbarkeit und Strebungen hin, die in keinem anderen Lebewesen fließt. Kant sagt von der Religion, sie sei das Sittengesetz, dargestellt als Wille Gottes; sie sei nicht der Inbegriff gewisser Lehren als göttlicher Offenbarungen, sondern aller unsrer Pflichten als göttlicher Gebote. Gerade die Größe der Religion besteht in ihrer Demut, der Demut als Selbsterkenntnis und der Demut als Ehrerbietung vor dem Erhabenen. Nur ein wahrhaft großer und erhabener Gegenstand vermag die Tiefen der Menschenbrust so zu erregen, wie die Religion es von jeher getan hat. Die religiösen Wahrheiten zeigen sich in der Übereinstimmung des eigenen Willens mit einem höheren Willen, den wir als moralisches Gesetz anerkennen, und in der Möglichkeit einer Versöhnung beider, sofern sie in Konflikt geraten waren. Dabei treten Religion und Denken keineswegs in einen sich ausschließenden Gegensatz zueinander. Denkend sollen wir glauben, und glaubend sollen wir denken, sobald wir uns unserer religiösen Regungen bewußt werden.

Religion ist Sehnsucht, ist Hingebung, und so führt sie zum Gebet. Das Ringen der menschlichen Seele nach

---

*) Unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in Dir.

Erlösung ist es, das in den Gebeten aller Völker zum Ausdruck kommt, mögen sie auch die rohsten und karrikiertesten Formen annehmen, wie in den Gebetsmühlen der Tibetaner. Im Gebet der Christen vernehmen wir nicht nur ein Bekenntnis zur Gotteskindschaft, sondern auch stets ein gutes Stück Weltanschauung. Darum sind unsere tiefsten und zugleich erhabensten Gebete Kunstwerke edelster Art. Das gilt vor allem vom Vaterunser. Wann wäre je tiefste Empfindung in schlichtere und zugleich größere Worte gekleidet. Wohl selten ist dies mit mehr Wärme anerkannt worden, als von Hebbel, der in seinen Tagebüchern (Band 1 Nr. 1334) darüber schreibt:

„Das Gebet des Herrn ist himmlisch. Es ist aus dem innersten Zustande des Menschen, aus seinem schwankenden Verhältnis zwischen eigener Kraft, die angestrengt sein will, und zwischen einer höheren Macht, die durch erhobenes Gefühl herbeigezogen werden muß, geschöpft. Wie hoch, wie göttlich hoch steht der Mensch, wenn er betet: vergib uns, wie wir vergeben unsern Schuldigern; selbständig, frei, steht er der Gottheit gegenüber und öffnet sich mit eigener Hand Himmel oder Hölle. Und wie herrlich ist es, daß diese stolzeste Empfindung nichts gebiert als den reinsten Seufzer der Demut: führe uns nicht in Versuchung! Man kann sagen: wer dieses Gebet recht betet, wer es innig empfindet, und soweit es der menschlichen Ohnmacht gestattet, den Forderungen desselben gemäß lebt, ist schon erhört, muß erhört werden. Das Amen geht unmittelbar aus dem Gebet selbst hervor; so ist es im höchsten Sinne ein Kunstwerk."

Wie Weltanschauung will und soll auch Religion frei sein. Schon das in ihr zum Ausdruck gelangende Gefühl der Verantwortlichkeit hat Freiheit zur Voraussetzung. Darum sollen wir auch frei sein von blindem Autoritäts-

glauben und unserm Wahrheitssinne folgen, denn dieser Sinn ist letzten Grundes religiös.

Der religiöse Glaube richtet sich auf etwas Positives, und Positives findet man außerhalb der exakten Wissenschaft nur im Glauben. Dies positive Ziel des religiösen Glaubens braucht keineswegs mystischer Art zu sein; man soll sich hüten, Religion zur Mystik ausarten zu lassen. Mystik und Religion sind nicht identisch; erstere ist eine Stimmung des Gemüts, die gar nicht religiös zu sein braucht, und der gegenüber man nicht allzu nachgiebig sein darf, weil ihr leicht ein krankhafter Zug anhaftet. Wohl fühlt der Gläubige sich als ein Gebundener, als gebunden an die Macht eines höheren Wesens, mag er dies als abstrakte Gottheit oder als konkreten Fetisch verehren; es gibt eine lange Stufenleiter der wirklichen und der eingebildeten Mächte, denen die Menschen ihre Verehrung zollen. Unter allen Umständen verwerflich ist, wenn ein Mensch sich selbst zu seinem Fetisch macht. Wenn die Religion als Stützpunkte wissenschaftliche Feststellungen sucht, sei es auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, der Geschichtswissenschaft oder der Philosophie, will sie die eigenen inneren Kräfte dadurch stärken und orientieren. Nicht auf den Gegensatz natürlicher und übernatürlicher Kräfte kommt es hierbei an — wer kann den definieren! — sondern auf die Unterscheidung realer von eingebildeten Kräften. Daß wirkliche Kräfte, deren Machtbereich ein ungeheurer sein kann, in der Religion lebendig sind, ist über jeden Zweifel erhaben. Diese Kräfte sollen und wollen im Dienste der Wahrheit stehen. Da es nur eine Wahrheit geben kann, ist das Ideal der religiösen Kräfte im Menschen, dieser Wahrheit zu folgen. Leider gehört es zum Wesen des Ideals, daß es praktisch nicht erreicht wird. So sagt auch

Kant: „Es ist nur eine wahre Religion, aber es kann vielerlei Arten des Glaubens geben.“ Die Geschichte lehrt, daß solche Vielspaltigkeit des Glaubens der Menschheit Los ist, und wir haben uns auch dieser Tatsache demütig zu fügen.

„Der Glaube ist ein solcher Mut im Herzen, daß man sich alles Guten zu Gott versieht,“ sagt Martin Luther. Das ist ein frischer Optimismus der Religion, und solche, freilich auch entgegengesetzte religiöse Stimmungen erwachsen im einzelnen Menschen aus dem praktischen Leben, der Kinderstube, der Schule, dem Umgang mit Kameraden, der ersten Lektüre; sie reifen dann durch wissenschaftliches Studium, durch Gewissenhaftigkeit im Nachdenken über die Welt mit Einschluß seiner selbst, durch künstlerische Reflexion, und gerade in letzterer reichen religiöser Glaube und Weltanschauung einander die Hände. Die religiöse Weltanschauung fordert, um ein Wort Tolstois zu gebrauchen, daß wir Gott dienen, und nicht, daß er uns diene. Religion als Gottesdienst aber erheischt so gut ein gewisses künstlerisches Verhalten, wie Weltanschauung.

Es wurde wiederholt von religiöser Weltanschauung gesprochen. Für die Angehörigen der Christenheit ergibt sich daher die Frage, ob auch von einer christlichen Weltanschauuung die Rede sein darf. Die Antwort müßte, so sollte man meinen, selbstverständlich in bejahendem Sinne ausfallen; dann läge hier gar keine Frage vor. Allein, wenn ich sie stellte, so hat dies seinen guten Grund darin, daß es Bekenner des Christentums gibt, die sie verneinen. Diese akzentuieren meines Dafürhaltens über Gebühr die geschichtliche Tatsache der Spaltung, die gerade im Bereich der christlichen Religion auf so betrübende Weise in die Erscheinung tritt. Da ist es doch kaum mehr als Engherzigkeit, wenn man wohl von katholischer und

von protestantischer, doch beileibe nicht von christlicher Weltanschauung soll sprechen dürfen. Es ist das eine Abstraktion, die von allem, was den einzelnen christlichen Konfessionen gemeinsam ist, absieht, und nur die Verschiedenheiten hervortreten läßt; ihre Konsequenz wäre, daß man zuletzt nur von der religiösen Weltanschauung jeder einzelnen Sekte, ja jeder einzelnen Person, reden dürfte. Dem gegenüber ist das andere Abstraktionsverfahren auch wohl berechtigt, welches die Unterschiede der Konfessionen abzieht und den gemeinsamen Kern übrig läßt: der besteht aber in dem, was Jesus von Nazareth als seine Lehre und als das Fazit seines Lebens uns hinterlassen hat, und das ist die Religion der Liebe und der Gnade, die in sanftem Vordringen das römische Weltreich mit seiner Sklaverei wie die Religionen des Altertums über den Haufen geworfen hat: das größte Ereignis, von dem die Menschheitsgeschichte überhaupt weiß.

Christliche Weltanschauung ist die Weltanschauung, die mit dem christlichen Glauben vereinbar ist, oder die sich der Einzelne unter Festhalten an den Grundlagen des Christentums gestaltet. Eine solche Weltanschauung ist alles andere als mystisch. Wenn man in richtiger Weise die menschlichen Schlacken der Evangelien von ihrem Kerne sondert, und wenn man den letzteren mit der in der Natur waltenden Macht vergleicht, so fällt der Mystizismus wie Asche zusammen. Denn die Evangelien sind Menschenwerk, und wie alles Menschenwerk haben sie Kern und Schale; die Natur hat diese nicht, das ist das Göttliche an ihr. Der Erdgeruch des Menschlichen steigt aus jedem Kapitel der Evangelien auf; allein, wie die Natur etwas Göttliches ist, so sind auch des Menschen Geist, Herz und Gemüt etwas Göttliches; aber göttliche Offenbarung kann in ihnen sich nur dokumentieren in der Strahlenbrechung

des spezifisch Menschlichen. Daß wir keine vollkommene Offenbarung haben, haben können, lehrte auch Paulus; wir streben ihr nur entgegen durch die Arbeit unsres Geistes und innerhalb des beschränkten Horizonts, der jedem Menschen durch sein Erkenntnisvermögen und durch seine Erziehung gegeben ist; das ist der Tatbestand. Es wäre töricht, zu fordern, daß mit den menschlichen Darstellungsmitteln von Wort und Schrift, Denkkraft und Phantasie, und unter der Herrschaft philosophischer Vorurteile und naturwissenschaftlicher Ignoranz jener Zeit eine anders gestaltete Lehre zum Ausdruck gelangt wäre, als sie in den Schriften des Neuen Testaments die Grundlage des Christentums bildet.

Die Schriftsteller des Neuen Testaments sind nur verständlich aus dem Milieu ihrer Zeit heraus und aus deren Weltbild. Die Zeitgenossen Christi glaubten um sich her in eine Welt voller Wunder zu blicken, und die lebhafte Phantasie der Orientalen glaubte felsenfest an sie wie an wirkliche Ereignisse. Darum konnte die erste evangelische Tradition gar nicht anders ausfallen, als sie uns überliefert wurde, zumal wenn man berücksichtigt, daß Christi Jünger einfache Männer aus dem Volke waren, die schwerlich so viel Schulbildung genossen hatten, wie unsre heutigen Fischerknechte. Zieht man ferner in Betracht, daß unsre gegenwärtige Vorstellung von der Gesetzmäßigkeit des Naturlaufs erst datiert von den Arbeiten Galileis, Keplers und Newtons, so kann man jene Männer nur bewundern: sie verkündigten wahrlich Gottes Wort, denn Gott gab ihnen Geist und Gemüt; er redete durch sie, wie er später geredet hat durch den Mund Augustins, Luthers, Herders, Schleiermachers usw.

Wir mit unsrer weiter gediehenen wissenschaftlichen Erkenntnis haben in der Gegenwart Aufgabe und Pflicht,

in den Lehren der Evangelien festzustellen, was Kern und was Schale, zeitmäßige Schale, ist, wobei auch wir als Menschen wiederum Irrtum vorbehalten müssen. Die Kraft des Christentums wird genugsam bezeugt durch die Geschichte der Märtyrer, die mit unwandelbarer Treue an ihren Glauben in den Heldentod gingen — und zu diesen Märtyrern sind selbstverständlich auch die von vermeintlichen Christen verbrannten Ketzer zu rechnen. Die Menschlichkeit des Christentums wird durch solche furchtbaren Verirrungen am besten bewiesen. Das Christentum ist immer nur von fehlbaren Menschen gepredigt worden. Darum kenne ich keinen kläglicheren Standpunkt als den: Geben wir diese oder jene Doktrin als unhaltbar auf, so ist Gefahr im Anzuge, daß auch das übrige nachstürzt. Nein, man soll den Mut haben, nur die Wahrheit zu suchen und nur den Wahrheitssinn walten zu lassen, genau wie bei der Erforschung der Natur und der Geschichte. Die wahre Religion kann letzten Endes dabei nur gewinnen.

Gewiß kann das Christentum mit allen seinen Auswüchsen und Irrgängen nur historisch begriffen werden, und das scheint den Laien mitunter besser zu gelingen als den Fachleuten. Ich kann mir, um dies zu begründen, nicht versagen, folgende Worte Immermanns (Münchhausen, Buch 6) hier einzuschalten:

„Der Geist der Geschichte muß allgemeiner die Geister durchdringen, als bisher geschehen ist. Die Kirchengeschichte muß die Menschen mehr belehren als der Katechismus und das Kredo und das Symbolum. Sich inniglich und haltbedürftig als eines der letzten Glieder der großen Kette zu empfinden, die aus unzähligen Ringen besteht, unter denen auch die Sekten, die Ketzereien, der Krieg gegen die Waldenser und die Weihnacht zu Kanossa so

wenig fehlen dürfen, als die Konzilien, die Gedanken der Kirchenväter und die Glaubenstaten der Reformatoren — das wird das neue Christentum sein, welches mit der Krippe zu Bethlehem im Busen des Gläubigen beginnt und in dessen letzten andächtigen Minuten die jüngste Offenbarung feiert. Die Erleber dieser neuen Konfession (denn Lippen werden nicht oft sie zu bekennen vermögend sein, weil dieses Dogma über das Wort hinausgeht), werden zugleich Katholiken sein und Protestanten und Quäker und Ketzer. Anfangs wird die Gemeine klein sein und verachtet, oder des abscheulichsten Indifferentismus bezichtigt, nach und nach wird sie sich ausbreiten und zuletzt die allgemeine Kirche werden."

Das ist nicht mehr und nicht weniger, als was unter christlicher Weltanschauung zu verstehen ist, sobald man den historischen Maßstab anlegt. Neben den großen Zügen des Bildes verschwinden die kleinen Verbildungen, an denen so viele Anstoß nehmen; so schweren Anstoß nehmen, daß sie nichts mehr von christlicher Weltanschauung hören wollen. Manche der „anstößigsten" Dogmen lassen sehr einfache Interpretationen zu, die sie auch dem „modernen" Menschen annehmbar erscheinen lassen. So bedeuten die drei „Personen" der Trinitätslehre doch nichts anderes als ebensoviele Abstraktionen verschiedener Seiten des göttlichen Wesens. So kann es doch nur symbolische Bedeutung haben, wenn Christus als „Sohn Gottes" gilt; daß die Theologie diese Gottessohnschaft zu einem mythischen Zusammenhange entwickelt hat, kann hier nicht weiter in Betracht kommen. So sind die „Wunder" naive Erzeugnisse der überaus mangelhaften Naturerkenntnis jener Zeit. Hierzu möchte ich einen Meister religiöser Anschauung zitieren, nämlich Max Müller, welcher sagt (Leben und Religion, S. 146):

„Für viele der ehrlichsten Jünger Christi wird ein wahrer Tag von Damaskus anbrechen, wenn in dem Wörterbuch der christlichen Theologie das Wort Wunder einfach gestrichen wird. Die Tatsachen bleiben genau wie sie waren, aber der Geist der Wahrheit gibt ihnen eine höhere Bedeutung. Und hierzu bedarf es nicht etwa kleineren, sondern größeren Glaubens; denn offenbar muß man mehr Glauben haben, soll man an Christus ohne Wunder glauben als mit ihrer Hilfe. Nichts hat so viel Seelenpein, so viel intellektuelle Unaufrichtigkeit, so viel Skeptizismus, so viel Unglauben verschuldet als das Element der Wunder, das man von der allerersten Zeit an mit Gewalt ins Christentum hineingetragen hat. Nichts hat auch die Missionstätigkeit mehr beeinträchtigt als das Bemühen, zuerst den Leuten den Unglauben gegen ihre eigenen Wunder beizubringen und dann den Glauben an andere Wunder zur Bedingung für die Aufnahme ins Christentum zu machen. Es ist leicht gesagt: ‚Du bist kein Christ, wenn du nicht an christliche Wunder glaubst‘. Ich hoffe, es kommt die Zeit, wo man sagen wird: ‚Du bist kein Christ, kannst du nicht an einen Christus ohne Wunder glauben‘.“

So ändern sich die Zeiten! Einst glaubte man, der Wunder zu bedürfen, um die Menschen unter Christi Fahne zu sammeln; heute glaubt man, die Wunder ausschalten zu müssen, um die Menschen unter dieser Fahne festhalten zu können.

Zur Zeit der Begründung des Christentums lebte die menschliche Phantasie allgemein in einer Märchenwelt legendärer Wunder, die für niemanden etwas Befremdendes hatte. Diese Auffassung herrschte bis in das Mittelalter hinein. Vom heiligen Franz von Assisi werden ganz ähnliche Wunder erzählt, wie sie als Arabesken die Lehren

des Neuen Testaments umrahmen. In der Gegenwart läßt man das „geschichtliche“ Wunder (als nicht zu beglaubigen) fallen und anerkennt nur noch Wunder in dem für unser Begreifen und unser Verstehen unzugänglichen Teil der Natur, in den Handlungen jener Macht, die alles Lebendige und uns selbst hervorbringt und hervorgebracht hat, die ein körperliches System mit Bewußtsein, mit Denken, Fühlen und Wollen ausstattet.

Der gebildete Mensch hat eine natürliche Abneigung gegen „Orthodoxie“ in jeder Form. Orthodoxie will die „rechte Lehre“ sein; in Wirklichkeit ist es doch nur die Überzeugung, d. h. die Meinung, daß man richtig lehre; denn wo ist der Beweis für die Richtigkeit, der doch wohl nur aus der Erfahrung erbracht werden könnte? Damit wird die Orthodoxie zu einer Art von Rechthaberei, mit der wir vorsichtig sein sollten, zumal in jeder Orthodoxie die instinktive Neigung steckt, davon abweichende Lehrmeinungen zu verurteilen. So gibt es nicht nur eine Orthodoxie „positiver“ Dogmen, sondern auch eine „freisinnige“ Orthodoxie, die nicht selten die unduldsamere ist. Wir sollten uns bei der Einsicht bescheiden, daß es augenscheinlich Gottes Wille ist, die Meinungen der Menschen und damit auch die Lehren der Kirchen dem Zweifel offenstehen zu lassen. Dadurch gelangt das Weltgesetz der Entwicklung auch für die religiösen Überzeugungen zur Geltung. Denn nur im Widerstreit der Meinungen wird die Wahrheit gefunden, und auch hierbei bleibt die ganze Wahrheit Ideal, d. h. nicht erreichtes Ziel.

Religion kann nicht lediglich Erkenntnis sein und soll es nicht sein wollen. Sie ist wohl psychologisch, doch nicht logisch zu begründen. Religion kann nicht gemacht noch erfunden werden, sie wächst aus dem menschlichen Herzen hervor; bei ihrer Pflege haben Lehrer und Leiter zu

sorgen, daß der Glaube nicht zum Aberglauben entarte. Die Warnungen der Geschichte sollten stets in ihr Ohr tönen; denn Aberglaube war nie eine Quelle des Guten.

Die Geschichte weiß noch von Entartungen ganz andrer Art zu berichten. Sobald es an Liebe fehlt, ist Religion wie ein Acker ohne Feuchtigkeit, dem die Dornen und Disteln der Unduldsamkeit und des Fanatismus entsprießen. Die Religion bleibt sich nur dann selbst getreu, wenn sie in Mitleid befreiende und erlösende Kräfte spendet, wenn das Herz ihrer Vertreter beherrscht wird durch das Wort: „Mich jammert des Volks". Wahre Religion verträgt sich nur mit dem Grundsatz der Duldsamkeit, die Regen und Sonnenschein den Bösen wie den Guten zubilligt. Treten wegen Verschiedenheit der Lehrmeinungen religiöse Bekenntnisse in Gegensatz zueinander, so dürfen sie nur mit geistigen Waffen ringen, und zwar nur mit dem Versuche, einander in Liebe zu verstehen, zu belehren und zu überzeugen unter steter Achtung des gegnerischen Standpunktes als eines berechtigten. Sobald Haß an die Stelle der Liebe tritt, bleibt nur noch eine Karrikatur von Religion übrig. Daraus sind jene furchtbaren religiösen Verirrungen entsprungen, die dem Wahnwitz nahekommen, in denen eine Religionsgemeinschaft Andersgläubige mit Kerker, Folter, Scheiterhaufen und Verfolgungen aller Art bekämpft hat. Dies Aufschießen schwerster Verbrechen aus einem ursprünglich religiösen Boden hat viele Menschen glaubenslos gemacht und an der Religion verzweifeln lassen. Von niemandem mehr als von derart verfolgungssüchtigen Priestern kann das Wort Jesu gelten, es wäre besser, wenn ihnen ein Mühlstein um den Hals gehängt und sie im Meere ersäuft würden, wo es am tiefsten ist. Und nicht nur die Taten des Fanatismus, sondern auch die entsprechende Gesinnung,

die nur darum nicht zur Tat schreitet, weil äußere Verhältnisse sie daran hindern, ist verbrecherisch und beklagenswert zugleich.

Nirgends haben religiöse Verblendung und religiöse Verfolgungswut wüstere Orgien gefeiert, als wenn sich dogmatischen Vorurteilen blinder Aberglaube gesellte, wie in den entsetzlichen Hexenprozessen, in denen religiöser Fanatismus, eine vermeintliche Wissenschaft und eine in Verblendung geratene Rechtspflege sich die Hände reichten. Es ist dies ein so schauerliches Kapitel der Religions- und Kulturgeschichte, so beschämend für die christliche Periode der Menschheitsentwicklung, wie kein zweites. Man muß einerseits sich hinreichend durchdrungen fühlen vom Licht des Evangeliums, andrerseits zugeben, daß im vernunftbegabten, zur Liebe bestimmten Menschen dennoch furchtbare, mehr als bestialische Triebe schlummern können, um durch die Geschichte dieser ein halbes Jahrtausend bis in die Neuzeit hinein währende Periode der Hexenprozesse nicht alles Vertrauen zur Religion einzubüßen. Im Grunde war es religiöser Wahnwitz, der zu den schaurigen Methoden der Hexenverfolgungen trieb, obgleich die Verfolger sich auf eine vermeintlich orthodoxe Religiosität stützten und beriefen. Diese traurige Episode der Menschheitsgeschichte zeigt in grellem Schlaglicht die Gefahren, die jede vermeintlich unfehlbare religiöse Orthodoxie in sich birgt; ihr kommt nur die juristische Orthodoxie an Ungeheuerlichkeit gleich, wenn man liest, daß noch im siebzehnten Jahrhundert in Deutschland ein einziger Richter sich gerühmt haben soll, 1200 Todesurteile gegen Hexen erlassen zu haben. Jenes berüchtigte Buch, der von Dominikanermönchen verfaßte „Hexenhammer“, das den unseligsten aller Strafprozesse als „wissenschaftliche“ Grundlage diente, bildet einen der größten Schand-

flecke in der Geschichte einer Religion, die es wagte, sich nach Jesus Christus zu benennen. Daß Protestanten allgemein mit Katholiken in diesen schrecklichen Verirrungen wetteiferten, dürfte hinlänglich bekannt sein. Daß solche Verirrungen möglich waren, muß uns nicht nur mit Scham erfüllen, sondern darf nie vergessen oder verschwiegen werden, um den in der Tiefe selbst der edelsten Religionen schlummernden Gefahren die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken. Es hat langer und intensiver Betätigung einer wahrhaft christlichen Gesinnung und Weltanschauung bedurft, um diese Verbrechen eines Afterchristentums einigermaßen zu sühnen.

Durch alle diese Betrachtungen werden wir auf das Problem der Kirche geführt, das in keiner Weltanschauung übersehen werden kann. Gemeinsame Religionsübung scheint der gemeinsamen Zeremonien so wenig entbehren zu können, wie ein Parlament der Geschäftsordnung. Im Wesen des Menschen lag es, daß sich bald verschiedene Kirchengemeinschaften herausbildeten, die zu einander in Gegensatz traten, wie die politischen Parteien es tun. Aber sowenig es Selbstzweck der letzteren ist, sich gegenseitig zu bekämpfen, sondern vielmehr ihre Aufgabe darin besteht, von verschiedenen Gesichtspunkten aus am Staatswohl zu arbeiten, sowenig sollten sich auch die Kirchen einander befehden und verketzern, sondern auf parallelen Bahnen das religiöse Ziel verfolgen. Daß die einzelnen Kirchen so häufig diesen ihren Beruf verkannten, hat eine überhandnehmende Unkirchlichkeit zur Folge gehabt und tiefreligiöse Menschen dazu veranlaßt, die Kirchen für überflüssig oder gar für ein Übel zu halten. Wir wollen uns aber nicht an die Verbildungen der Kirchen halten, sondern an das, was sie Gutes stiften, und da ist hervorzuheben, daß sie mehr für die Kleinen als für die Großen

unter den Menschen in Betracht kommen. Nur wenige Menschen haben das Geschick, andre oder auch nur sich selbst zu führen; die meisten wollen geführt werden, namentlich in religiösen Dingen. „Der Mensch hat einen Hammelverstand," sagt H. Taine, „auf 100 gibt es nicht 3, die die Lust oder den Geist hätten, sich aus sich selber eine Meinung in religiösen Dingen zu bilden. Der Weg ist vollkommen fertig; 97 Prozent verfolgen ihn, und von den drei übrig bleibenden treten zwei und ein halber, nachdem sie ergebnislos herumgetastet haben, auf den ausgetretenen Pfad zurück." Diese unbestreitbare Tatsache rechtfertigt den Bestand der Kirchen, die Formen für den Ablauf religiösen Lebens darbieten wollen. Sie erbieten sich, für das religiöse Bedürfnis der Menschen zu sorgen wie der Staat es für das allgemeine Daseinsbedürfnis tut. Die Kirchen wollen die religiösen Kräfte sammeln und summieren und auf diese Weise eine religiöse Macht bilden, die schon durch die Gemeinsamkeit der Feste und der Zeremonien ihres Eindrucks auf die Gemüter nicht verfehlt. Hat die Kirche ihren Beruf recht erfaßt, so soll sie nicht über die Geister herrschen wollen, sondern sie zu gemeinsamem Werk der Andacht und der Liebe zusammenführen; nicht zwischen dem Menschen und der höchsten Macht vermitteln wollen, sondern eine Vereinigung erweckter und unabhängiger Seelen bilden, um in der Vereinigung das religiöse Ziel — im Christentum vor allem die Pflege der Nächstenliebe besser zu erreichen. Dann braucht niemand durch den abweichenden Standpunkt eines andern in seiner Andacht gestört zu werden, und die verschiedenen Kirchen können jede auf ihre Art am geistigen Wohle der Menschheit arbeiten. Die segensreiche Wirksamkeit edler evangelischer wie katholischer Geistlichen, die Werke der innern Mission und sonstiger

Barmherzigkeit haben den Wert der Kirchen genugsam dargetan. Die Geschichte zeigt, daß Volksreligion ohne Kirchengemeinschaft nicht bestehen kann. Weiß diese sich frei zu halten von orthodoxer Unduldsamkeit, deren Gefahren allerdings auf allen Seiten lauern, nicht bloß bei den sogenannten „Bekenntnistreuen“, so vermögen die Kirchen als segensreiche Einrichtungen religiösen Lebens zu wirken.

V.

Gottesidee.

Die meisten Menschen und Völker schauen das Heilige, das Erhabene, sowie die in der Natur waltende Macht zur Idee eines höchsten Wesens zusammen, die sie Gottheit nennen und zum Gegenstande religiöser Verehrung machen. Nach Max Müller ist die Gottesidee sprachlich aus der Idee des allbelebenden Lichtes „Deva" erwachsen, einer der vielen Hinweise dafür, daß in erster Linie die Menschheit in der Natur Anhaltspunkte zur Entwicklung des Gottesbegriffs fand. Damit ergibt sich das Verhältnis von Religion zur Theologie: erstere ist eine Gemütsstimmung, ein Gefühl, das uns zu Gott und zum Göttlichen hinführt; letztere ist theoretisches Denken über Gott und Göttliches.

Die Theologie denkt Gott auf wissenschaftliche Weise, ohne ihn vorstellen zu können: sie begnügt sich mit dem Gottesbegriff, auch wenn sie ihm Eigenschaften beilegt wie Allgegenwart, Macht, Vernunft, Güte, Gerechtigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit oder Unpersönlichkeit. Je mehr man aber solche Eigenschaften häuft, je mehr man dadurch den Gottesbegriff einer Vorstellung zu nähern sucht, um so anthropomorpher verfährt man, weil die auf Gott übertragenen Merkmale der Erfahrungssphäre des Menschen entnommen sind. Zuletzt wird man immer wieder einräumen müssen: Gott als höchstes Wesen läßt sich wohl

denken, aber nicht vorstellen. Ähnlich liegt es mit den Eigenschaften des Menschen, die wir seine Seele oder seinen Geist nennen. Keine andere Analogie als die zwischen Gottheit und Menschengeist ist auffindbar, mag man diese Analogie so eng oder so weit ziehen, wie man will: auch denkbar ist Gott nur als geistiges Wesen. Daher das Urteil: Gott ist ein Geist.

Wohl hat die Theologie die Pflicht, ihren Gottesbegriff, soweit es möglich ist, von anthropomorphen Vorstellungen frei zu halten; aber ganz wird ihr das nie gelingen, schon darum nicht, weil sie eine menschliche Wissenschaft und in ihr der Mensch das Maß aller Dinge ist. Alle Gotteserkenntnis, mag sie aus dem Gefühl unsres Innern stammen, oder auf die Naturbetrachtung zurückgehen, ist nur mittelbar, nie unmittelbar. Auch das Gefühl ist Erfahrung und als solche dem Gebiete der Erscheinungswelt angehörig, keineswegs Schauen eines „Dinges an sich“. In dieser Hinsicht weicht meine Auffassung ab von derjenigen Kants. Gott ist und bleibt der Welt verborgen, das ist das Alpha der Weisheit; und doch fühlen wir den Trieb, ihn zu suchen, das ist ihr Omega. Die Gottesidee ist ein Symbol für die Beziehung des Menschen zur Welt und zur Macht, die diese Welt im Innersten zusammenhält. Macht ist aber stets ein geistiges Prinzip im Gegensatz zur Wucht oder Energie, die mechanische Arbeit zu leisten vermag.

Man könnte die von Gott durchwaltete Welt dem Hirn vergleichen, in dem der Menschengeist wirkt. Lebt und wirkt aber Gott in der Welt, so ist auch die Gottesidee in den Bereich der Weltanschauung einzubeziehen. Carlyle drückt dies negativ aus, wenn er sagt: wir haben Gott vergessen, heiße, daß wir die Tatsache dieses Weltalls so auffassen, wie sie nicht ist.

Daß die Gottesidee dem Menschen nicht angeboren, sondern von den Individuen wie von den Völkern erworben ist, lehrte schon Herbart. Alles Erwerben auf geistigem Gebiet kann aber nur durch das Denken geschehen, und hierbei muß die Anschauung, soweit sie aus gestaltendem Denken überhaupt hervorgehen kann, dem Denken folgen, nicht ihm vorausgehen. Gott ist ein Wort, ein formaler Ausdruck für eine geistige Macht, auf deren Dasein wir aus der Gesamtheit unsrer Erfahrungen schließen. An der Gestaltung dieses Schlusses ist die Phantasie niemals unbeteiligt, und wo wir ihr maßgebenden Einfluß einräumen, gelangen wir zur Mythenbildung, mit der es die Theologie aller Völker zu tun hat. Damit soll die Theologie keineswegs als Dichtung klassifiziert werden; sie ist ein Ergebnis religiösen Empfindens und religiöser Anschauung und sucht sich mit wissenschaftlichen Mitteln zur Geltung zu bringen. Wohl sind naive und wissenschaftliche Betrachtung nur gradweise voneinander verschieden; doch erst in theologischer Fassung hat die Gottesidee ihre wichtige Rolle in der Geschichte der Menschheit gespielt.

Der Mensch glaubt an Gott auf Grund und in Veranlassung von Tatsachen. Unter diesen Tatsachen sei zuerst das innere Gefühl genannt, das auf die Gottesidee hinführt. Mystischer veranlagte Naturen sprechen von Wahrnehmung durch den inneren Sinn, von einem Erleben Gottes in ihrem Innern, während andere einen ethischen Ursprung der Gottesidee gefunden zu haben glauben und das „sittliche Bewußtsein“ geradezu als Quelle der „Gotteserkenntnis“ preisen. Das Wort Glaube verdient in diesem Zusammenhange den Vorzug vor Erkenntnis, namentlich wenn wir an die parallele Bedeutung beider Begriffe im Gebiete der Naturwissenschaft

denken. Der Begriff des Glaubens kommt auch dem der Voraussetzung nahe; Voraussetzung und Glaube richten sich auf das gleiche Objekt von etwas verschiedenen Standpunkten aus. Als Vernunftidee wird der Gottesglaube schließlich zu einem Postulate unsrer Vernunft, und in diesem Sinne berührt er sich eng mit den mathematischen Axiomen, die als Postulate unsres Verstandes definiert werden, für die keine Beweismöglichkeit vorliegt. Schon John Locke sucht einen solchen Offenbarungsglauben (offenbart durch ein inneres Gefühl) als vernunftgemäß hinzustellen, und macht damit die uns von Gott selbst dazu verliehene Vernunft zu einem Oberrichter; Kant geht einen Schritt weiter und sagt, die Idee Gottes mache die Vernunft sich selber.

Jedermann sucht die für ihn erhabenste Gottesidee zu gewinnen. Der naive Mensch, Heide, Jude oder Christ gestaltet sie mehr oder weniger mythisch; der Philosoph sucht durch Abstraktionen seine Gottesidee, soweit es ihm möglich ist, der anthropomorphen Zutaten zu entkleiden und gelangt damit zum Begriff eines höchsten Wesens, das er aber meistens doch nach Art eines Menschengeistes denkt, wenn auch eines an Fähigkeiten dem menschlichen unendlich hoch überlegenen Geistes.

Die wichtigste aller einschlägigen Fragen ist die nach der Richtigkeit der Gottesidee. Um sie prüfen zu können, sei noch einmal die Analogie zu den mathematischen Axiomen herangezogen. Für die Richtigkeit der letzteren gibt es nur Argumente, doch keinen vollgültigen, apodiktischen Beweis. Einen solchen darf auch niemand für das Dasein Gottes fordern; es kann sich immer nur um einen aus Argumenten aufgebauten Indizienbeweis handeln, der dem einen mehr, dem andern weniger einleuchtet, aber niemals um einen „strikten" Beweis, wie er in der Mathe-

matik oder der Physik gefordert wird. Nur gegen diese letztere Art von Gottesbeweis richtet sich auch der Kampf Kants in seiner Kritik der reinen Vernunft; und wenn er selbst in der Kritik der praktischen Vernunft einen „moralischen" Beweis im Gegensatz zu physischen oder logischen Beweisen gefunden zu haben glaubt, so halte ich dies für einen Irrtum; auch der moralische „Gottesbeweis" ist lediglich ein Argument, wie der teleologische, es kann sich nur um eine moralische Überzeugung handeln, die für den Einzelnen nur durch Glauben die Rangstufe einer Gewißheit erlangt. Das Merkmal eines apodiktischen Beweises besteht darin, daß jeder zu logischem Denken befähigte Mensch zu seiner Anerkennung gezwungen werden kann; daß dies bei keinem „Gottesbeweise" möglich ist, zeigt die Tatsache des Daseins von logisch normalen Atheisten.

Der einfältige Mensch verlangt nach etwas Positivem als Gegenstand seiner Verehrung, und dieser Sehnsucht ist die verschiedenartige Gestaltung der Gottesidee entsprungen; es erfordert schon einen gewissen Grad von Gelehrsamkeit und von Übung im abstrakten Denken, um ohne solche positivistische Vorstellungen auskommen zu können. Weil aber die Gottesidee nicht nur für die Großen, sondern besonders für die Kleinen da ist, so muß auch der philosophische Standpunkt solche mehr oder weniger mythische Gestaltung der Gottesidee dulden, ja respektieren, auch wenn er überzeugt ist, daß vor dem Forum menschlicher Wissenschaft diese Idee niemals anschaulich werden kann, oder wenn ihn die Gottheit viel zu erhaben dünkt, um sie in den Staub irdischer Anschauung herabziehen zu können. Darum mag zugegeben werden, daß Gott so wenig definierbar ist wie die Seele, und daß wir mit allen unsern nähern „Bestimmungen" Gefahr laufen, Gott zu einem

Götzen zu erniedrigen; aber im weiten Felde der Gottesverehrung darf dennoch niemandem verwehrt werden, sich ihn mehr oder weniger zu vermenschlichen. Man erinnere sich der ernsten Lehre des Evangeliums, daß Gott in einem Lichte wohne, zu dem kein Mensch Zutritt hat; und wenn wir das Wesen Gottes für unbegreiflich halten, dürften wir nicht einmal von einem Gottesbegriff reden. Für die Gottheit fehlt jeder menschliche Maßstab; Gott ist schon so wenig „auffindbar", wie die Seele des Menschen. Für beide ist wesentlich, daß sie nirgends in unsre Erscheinungswelt eintreten. Auch Plato hat seinen Demiurg nur als Vermittler der Ideenwelt und der Erscheinungswelt symbolisiert.

Wir bezeichnen in der Gottesidee eine unsrer Beziehungen zur Welt, ohne in das Wesen Gottes eindringen zu können. Es gibt kein Wissen von Gott, sondern nur einen Glauben an Gott, wie es in der Naturwissenschaft nur einen Glauben an Atome, doch kein Wissen von Atomen gibt; denn ein einzelnes Atom tritt nirgends in die Erscheinungswelt des Menschen ein. Das Atom ist eine Idee, der unmittelbare Anschaulichkeit und darum Vorstellbarkeit abgeht, und von der wir nur symbolische Vorstellungen haben können, wie wir in der Gottesverehrung der positiven Religionen es nur mit symbolischen oder mythischen Vorstellungen zu tun haben. Der Wert solcher Vorstellungen für den religiösen Menschen erleidet durch diese Klassifizierung keinen Abbruch.

Nun kommt weiter in Betracht, daß die Wurzeln der Gottesidee zweifellos auch in der Naturbetrachtung liegen. Das zeigt nicht nur die Geschichte aller Völker, sondern das haben auch zahllose Einzelmenschen, gelehrte wie ungelehrte, an sich erfahren. Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, wie die Natur über sich hinaus-

weise auf eine in ihr wirksame geistige Macht, zu deren wichtigsten Kennzeichen die Hervorbringung zweckmäßig eingerichteter Lebewesen mit Einschluß der geist-leiblichen Persönlichkeit des Menschen gehört. In diesem Sinne könnte man die Natur eine Offenbarung Gottes rings um uns her nennen, wie das religiöse Gefühl als Offenbarung Gottes in uns aufgefaßt werden kann. Anerkennt man die Gottesidee überhaupt, so ist auch die Frage nach ihrer Beziehung zu unserm Wissen von der Natur nicht zu umgehen. Nur der dogmatisch vorurteilende Atheist dispensiert sich davon, und merkwürdiger Weise, so scheint es wenigstens, auch eine „moderne" Richtung protestantischer Theologen in Deutschland, wenn sie erklärt, Gott könne sich nur in Personen, nicht aber in Dingen offenbaren. Das scheint mir kein wissenschaftlich begründetes Urteil, sondern ein grundloses Vorurteil zu sein.

Diese Leute scheinen über die Inkommensurabilität der Gottesidee und der Idee der Natur nicht hinauskommen zu können und sind auf dem Gebiete der Naturwissenschaft zu wenig unterrichtet, um die zwischen beiden bestehenden Brücken zu sehen. Oft beschränkt sich ihre Orientierung auf die Lektüre der durch die Einseitigkeit ihres Standpunktes irreführenden Geschichte des Materialismus von Lange. Ein Teil dieser Theologen behauptet schlechthin, daß Gott mit der Natur nichts zu tun habe noch haben könne; andere erklären sich in dieser Hinsicht für Agnostiker, weil man mit den Mitteln der Naturforschung Gott nicht nachweisen könne; die letzteren würden mit dem gleichen Recht Agnostiker in bezug auf die Seele des Menschen sein können.

Ich bin meinerseits durchaus Anhänger einer reinlichen Scheidung von Theologie und Naturwissenschaft und habe das zu wiederholten Malen deutlichst ausgesprochen; das

hindert aber nicht, daß auf dem Gebiete der Weltanschauung sich doch feine Fäden herüber und hinüber spinnen. Die Weltanschauung ist persönliches Eigentum des Menschen, dessen geistiger Besitz schon darum etwas Einheitliches darstellt, weil der Mensch eine einheitliche Persönlichkeit ist. Wohl ist die Natur bis zu einem gewissen Grade erforschlich, Gott unerforschlich, vor Jahrtausenden und jetzt; doch dadurch werden Beziehungen zwischen beiden Ideen nicht ausgeschlossen. Je nach dem Gesichtspunkte, auf den man sich stellt, gehört die menschliche Seele zur Natur oder zur Geisteswelt. Alle seelischen Eigenschaften des Menschen, wie Gutmütigkeit, Bosheit, Gerechtigkeit usw. sind unsichtbar, man schließt auf sie nur aus ihren Wirkungen; sollte der Schluß aus den Wundern der Natur auf eine unsichtbar darin waltende Macht weniger berechtigt sein? auch nur weniger berechtigt, als der Schluß aus den Wundern der Technik auf einen sie hervorbringenden Menschenverstand, den man doch auch nicht sieht? Sollte die leiblich-geistige Persönlichkeit des Menschen wirklich durch Zufall entstanden sein? Ich glaube, daß die Hypothese von der Wirksamkeit einer Gottheit in der Natur nur als besonderer Fall auf ein allgemeineres Gesetz hinweist, das besagt: Gebilde von der Komplikation eines Linienschiffs oder von einer höheren Komplikation, wohin schon die lebendige Zelle gehört, können nicht ohne Mitwirkung einer Intelligenz entstehen.

Man wird trotz aller theologischen Spitzfindigkeiten nicht aufhören, beim Reflektieren über den Grund der einheitlichen Ordnung der Natur an Gott zu denken. Wie Kausalität die Voraussetzung der Gesetzlichkeit, so ist „Gott" die Voraussetzung der Vernunft in der Natur; und schon die Gesetzmäßigkeit der Natur weist über sich hinaus auf die Gottesidee. Gott offenbart sich nicht nur in

Personen, sondern auch in Dingen, zumal die Personen, die wir kennen, stets an einem Substrat von Dingen haften, das wir ihren Leib nennen; und anerkennen wir den Menschen als Gottes höchste Offenbarungsstufe, so fügt die menschliche Persönlichkeit in diesem Sinne den Dingen sich ein, wie sie von ihnen nur trennbar ist durch ein Verfahren der Abstraktion. „Wir suchen Gott im Grunde der Naturgesetze wie in der ehrfurchtsvollen Stimmung eines nach diesen Gesetzen sich richtenden Gemütes," sagte kürzlich Alois Riehl. — Gott offenbart sich in den Menschen als moralisches Gesetz; als Ordnung in den Dingen.

Gott hat nur Sinn als Urheber von allem, was da ist, damit auch der Gesetzlichkeit, d. h. der Ordnung in der Natur, und wie Theologen sich dem Bestreben nach Entgottung der Natur anschließen können, ist mir rätselhaft. Der christlichen Weltanschauung entspricht solches Streben nicht, denn im Evangelium heißt es, daß kein Sperling ohne Gott vom Dache fällt und die Haare auf unserm Haupte gezählt sind — das ist doch nur eine volkstümlich der damaligen Zeit angemessene Ausdrucksweise für die Wirksamkeit Gottes in der Natur. Auch Spinoza konnte sich dem Gegensatz von Natura naturans und Natura naturata nicht entziehen; letzteres ist die unserer Anschauung gegebene, ersteres die schaffende und bildende Natur, die Giordano Bruno deus in rebus genannt hat. Die Natura naturans ist nur ein anderer Ausdruck für die Gottesidee.

Für jeden, der Kants Schriften nicht aus Lehrbüchern, sondern selbst studiert hat, ist unbegreiflich, wie gerade Kant als Kronzeuge dafür zitiert werden kann, daß man die Natur nicht im Zusammenhang mit der Gottesidee behandeln dürfe. Zunächst steht fest, daß Kant das hier

vorliegende Problem als solches stets anerkannt hat. Er hat sich ferner auch in seiner „kritischen Periode" durchaus in dem Sinne geäußert, daß die Natur über sich hinausweise auf die Gottesidee. Nur in bezug auf „Beweise" Gottes aus der Natur ward Kant mit zunehmendem Alter immer vorsichtiger, und solche Beweise im strengen Sinne des Wortes wird auch niemand verlangen dürfen. Es scheint mir aber zur Kennzeichnung seines Standpunktes zu genügen, wenn Kant in seinem letzten großen Hauptwerke sagt, daß die reflektierende Urteilskraft an eine nach Zwecken handelnde verständige Weltmacht zu denken habe, und: „es bleibe für uns keine andere Beurteilungsart der Naturzwecke übrig, als die durch einen obersten Verstand als Weltursache". (Kritik der Urteilskraft, § 73; vgl. auch § 75 und § 77.)

Leibniz äußert sich in ähnlichem Sinne gerade über die mechanistische Auffassung der Natur, wenn er sagt: „Man fürchtet die Folgen der mechanischen oder Korpuskularphilosophie, als ob sie von Gott entfernen könne; während sie bei richtiger Auffassung des Ganzen uns gerade darauf hinführen muß." Unter nachkantischen Philosophen, die die Entnahme der Gottesidee aus der Natur vertreten, seien nur Herbart und Fechner genannt; der letztere sagt: „Ohne irgend eine bestimmte Ordnung in der Urausteilung der Weltmaterie vorauszusetzen, suche ich das Walten des bewußten, weltschöpferischen und ordnenden Prinzips in der Hervorrufung der Ordnung selbst durch die demselben dienstbaren Kräfte."

K. E. von Baer hat als Ergebnis aller derartigen Betrachtungen ausgesprochen, daß der geistige Urgrund der Natur nicht verschieden sein könne von dem höchsten Wesen, dem die religiöse Verehrung der Menschen gilt.

Bei Untersuchung aller ursächlichen Zusammenhänge

gelangt der Erkenntnisprozeß zuletzt immer an eine Stelle, an der die Kausalreihe abreißt; die übrig bleibenden Glieder der Kette sind der Erkenntnis unzugänglich und werden zum Gegenstande des Glaubens. So ist auch in der Kausalreihe der Naturvorgänge Gott ein stellvertretender Begriff für Ursachen, die wir als Naturforscher nicht kennen. Was Gott ist, wissen wir nicht; eine nähere Bestimmung seines Wesens aus den Erscheinungen der Natur gelingt nicht. Er wird darum in der Naturphilosophie einen Altar erhalten mit der Inschrift: Dem unbekannten Gott.

Jeder Schluß aus den Vorgängen der Natur auf Gott kann nur einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erreichen; die Natur sieht so aus, als ob ein Gott da wäre, da sein müßte. Gott läßt sich in der Natur nicht unmittelbar nachweisen, auch nicht aus der Natur beweisen. Die Weltanschauung erblickt ihn gleichsam von ferne hinter den Schleiern der Natur, und dies Schauen mit geistigem Auge ist eine künstlerische Handlung.

Der Weltanschauung, welche neben der Idee der Natur auch die Gottesidee in sich aufnimmt, hat man den Namen des Theismus gegeben, wobei dies Wort im weitesten Sinne gefaßt wird; wir werden sehen, daß es auch einen Theismus im engern Sinne gibt. Bei vielen Völkern, insbesondere bei den alten Germanen und den Griechen, spaltete sich die Gottesidee in viele einzelne, einander über- und untergeordnete Götter, in deren einzelnen Gestalten die Volksphantasie hauptsächlich Naturkräfte personifizierte. Auch die Elohim, der ursprüngliche Schöpfergott der Juden, ist ein Pluralis und scheint eine Mehrzahl von Naturgewalten anzudeuten, während mit dem späteren Jahwe ein strenger Monotheismus in die jüdische Theologie einzieht. Dieser Monotheismus wurde vom Christentum

übernommen, wenn auch im letzteren sich bald Anklänge an den Polytheismus zeigten, namentlich sofern man die Idee des Bösen in der Figur des Teufels personifizierte. Da man Gott neben der Eigenschaft der Gerechtigkeit die der Güte beilegte, konnte man in ihm unmöglich auch den Schöpfer des Bösen erblicken; zu dem Ende bedurfte man des Teufels, wenn man auch bei einer späteren, geläuterten Form der monotheistischen Gottesidee ohne diesen auszukommen suchte. Andere Anklänge an die niederen Gottheiten des hellenischen Polytheismus finden sich im Kult der Engel und der Verehrung der Heiligen, während man in der Lehre von der Trinität nur das getrennte Hervorheben verschiedener Seiten der Gottesidee zu sehen braucht.

Vom Standpunkte der Weltanschauung aus braucht man sich aber auf diese verschiedenen Seitenpfade des Theismus nicht einzulassen, sondern kann beim Hauptbegriff des Monotheismus stehen bleiben. In ihm erblicken wir nach Platos Regel über die Vielheit der Naturkräfte hinaus das Eine, das geistige Band, welches die Welt in ihren beiden Hauptteilen, der Natur und der Sittlichkeit, im Innersten zusammenhält. Dann spaltet sich aber die Weltanschauung von neuem. Den einen wird die Gottesidee zum außerweltlichen Gott, der der Welt als transzendenter Schöpfer gegenübersteht, wie der Maschinenbauer seiner Maschine: es ist das System des Deismus. Die andern glauben einen innerweltlichen Gott zu schauen, der nach der Erhabenheit seines Wesens zugleich als überweltlich, d. h. über der Welt erhaben, gedacht werden kann. Diese letztere Richtung spaltet sich wieder in Pantheismus und in Theismus im engern Sinne.

Der Theismus im engern Sinne kann Gott nur denken in ihm geläufigen V e r g l e i c h e n, wobei er selbst-

verständlich nur bis zu symbolischen Vorstellungen vorzubringen vermag. Da Gott das höchste, das denkbar erhabenste Wesen sein soll, so kann der Vergleich sich nur erstrecken auf den Geist und die Persönlichkeit des Menschen, weil unsere Erfahrung nichts Höheres kennt, als diese. Kennen wir doch auch den Geist nur in der Form der Persönlichkeit. Können wir daher den „Weltgeist", das geistige Prinzip der Natur und der Sittlichkeit nur als Persönlichkeit denken, so sind wir Theisten im engern Sinne des Wortes. Daß dieser Gottesbegriff, wie er speziell im christlichen Theismus hervortritt, als ein über der Welt erhabener und zugleich doch innerweltlicher aufgefaßt wird, zeigt die Lehre von der Allmacht und der Allgegenwart Gottes, wonach Gott auch in jedem Atom, wie in jeder natürlichen und sittlichen Kraftäußerung wirksam ist.

Der Pantheismus endlich glaubt von der Umgrenzung der Gottesidee als Persönlichkeit absehen zu sollen, weil ihm die Persönlichkeit ein allzu anthropomorpher Begriff ist, um die Gottheit darunter befassen zu können. Der Pantheismus spaltet sich aber wiederum in zahlreiche Richtungen und Abstufungen. Die einen bleiben bei der bloßen Negation stehen und nennen Gott unpersönlich; die andern, um seiner Erhabenheit einen positiveren Ausdruck zu geben, nennen ihn überpersönlich, was natürlich undefinierbar ist, so daß es jedem überlassen bleibt, wie er die Überpersönlichkeit denken will. Endlich ist man soweit gegangen, die Gottesidee und die Naturidee einander gleich zu setzen. Wenn Spinoza sagte: deus sive natura, d. h. Gott gleich Natur, so bleibt wohl zu be-
d. h. die schaffende Natur im Auge haben konnte, nicht
denken, daß Spinoza hierbei nur seine natura naturans,
aber seine natura naturata, d. h. die geschaffene Natur;

denn beide Seiten in Spinozas Naturbegriff verhalten sich zueinander wie Ursache und Wirkung. Wenn aber einige auch die Gottesidee und die natura naturata einander gleichsetzen wollen, so verflüchtigen sie den Gottesgedanken gänzlich und der Pantheismus wird zum Atheismus; dann wird Gott neben der Natur allerdings überflüssig.

Ich glaube aber, daß man der großen Mehrzahl der Pantheisten Unrecht tut, wenn man sie Atheisten nennt. Im Gegenteil, der Pantheismus in der Mehrzahl seiner Formen nähert sich weit mehr dem christlichen Theismus, nur auf die Ausgestaltung der Gottesidee zur Persönlichkeitsidee verzichtend. Ob überhaupt Atheismus möglich ist? Fast möchte man es verneinen. Denn der atheistisch sein wollende theoretische Materialist macht den Stoff oder die Energie zu seinem Gott; der praktische, wie das Sprichwort sagt, den Bauch. Einer der modernsten Naturphilosophen, H. Poincaré, sagt: „Stellen sich die Atheisten nicht selbst an den Platz, wo Gott wäre, wenn er existierte?" In der Tat nähert sich der Atheismus, sofern er dogmatisch den Menschen für das höchste Wesen erklärt, dem Größenwahn. Der Schluß: weil wir überall in der Natur auf mechanische Prozesse stoßen, darum gibt es keinen Gott, ist genau so bündig, wie der andere: weil wir Uhren, Lokomotiven, Phonographen als Mechanismen kennen, darum gibt es keinen empfindenden und gestaltenden Menschengeist. In historischer Hinsicht ist aber die Tatsache von Interesse, daß alle Zeiten, in denen man Gott feierlich abzusetzen suchte, Zeiten des Niedergangs der betreffenden Völker waren; und stets hat man sich beeilt, ihn zurückzurufen. Man machte auch immer wieder die in nachstehendem Verse niedergelegte Beobachtung:

Glaube, dem die Tür versagt,
Steigt als Aberglaub' ins Fenster;

Wenn die Götter ihr verjagt,
Kommen die Gespenster.

Allerdings kommt eine auf den Ergebnissen der Wissenschaft fußende Weltanschauung nicht über eine allgemeine Überzeugung vom Dasein Gottes hinaus, und sie hat alles Nähere der religiösen Sphäre anheimzustellen. In dieser Hinsicht scheint mir Beachtung zu verdienen, was einer der scharfsinnigsten Skeptiker aller Zeiten als das Ergebnis seines Nachdenkens über die Gottesidee gesagt hat, ich meine David Hume in seinen Dialogen über natürliche Religion, wo es nach Paulsens Übersetzung am Schluß folgendermaßen heißt:

„Wenn die ganze natürliche Theologie, wie einige zu behaupten scheinen, auf den einen, einfachen, wenngleich etwas zweideutigen, wenigstens unbestimmten Satz zurückkommt: daß die Ursache oder Ursachen der Ordnung im Weltall anscheinend einige entfernte Ähnlichkeit mit menschlicher Intelligenz haben; wenn dieser Satz der Erweiterung, Umbildung und speziellen Ausführung nicht fähig ist, wenn sich keine Folgerungen daraus ziehen lassen, die das menschliche Leben angehen, oder die Quelle einer Handlung oder Unterlassung sein können; und wenn die Ähnlichkeit, unvollkommen wie sie ist, nicht über die menschliche Intelligenz hinaus mit einigem Anschein von Wahrscheinlichkeit auf die anderen Eigenschaften des Geistes ausgedehnt werden kann: wenn dies wirklich der Fall ist, was kann der forschende, denkende und religiöse Mann mehr tun, als dem Satz, so oft er ihm vorkommt, einfache philosophische Zustimmung geben und glauben, daß die Argumente, worauf er errichtet ist, die Einwendungen überwiegen, welche gegen ihn sprechen? Einiges Erstaunen wird freilich entspringen aus der Größe des Gegenstandes, einige Betrübnis aus seiner Dunkelheit,

einige Verachtung menschlicher Vernunft aus der Tatsache, daß sie mit Bezug auf eine so bedeutende und große Frage nicht eine befriedigende Antwort zu geben vermag. Aber glaubt mir, das natürlichste Gefühl, das ein wohlgestimmtes Gemüt bei dieser Gelegenheit empfinden wird, ist ein sehnsüchtiges Verlangen und Hoffen, daß es dem Himmel gefallen möge, diese tiefe Dunkelheit zu zerstreuen oder doch zu lichten, indem er dem Menschen einige detailliertere Offenbarungen zukommen lasse und Enthüllungen über die Natur, Eigenschaften und Fähigkeiten des göttlichen Gegenstandes des Glaubens mache. Ein Mann, der eine richtige Empfindung der Unvollkommenheiten der natürlichen Vernunft hat, wird mit der größten Begierde der offenbarten Wahrheit sich in die Arme werfen, während der hochmütige Dogmatiker, überzeugt, daß er ein vollkommenes System der Theologie durch bloße Hilfe der Philosophie errichten kann, weitere Hilfsmittel verachtet, und diesen dazu kommenden Lehrer verwirft. Philosophischer Skeptiker zu sein, ist an einem Gelehrten der erste und wesentliche Schritt zu einem gesunden, gläubigen Christen."

So ist die Gottesidee aus dem Nachdenken über die Fülle der Tatsachen entsprungen und hat als künstlerische Komposition in die Weltanschauung Eingang gefunden. Gott ist eine Gestaltung — nicht der Wissenschaft, sondern der Religion, der Weltanschauung und damit der Kunst. Die Religion bedarf seiner, um rufen zu können: Ehre sei Gott in der Höhe!

Aller Kult der Religionen knüpft an die Gottesidee an. Ihnen wird die Gottesverehrung zum greifbaren Objekt und zugleich zum Symbol der im Geiste des Menschen zur Geltung gelangenden religiösen Stimmung. Neben dem demütigen und stillen Gottesdienst im Herzen

haben die Kulte zu den anspruchsvollsten Formen öffentlicher Gottesverehrung geführt. Gott, der Herr der Natur und der Spender der Gnade, wird mit Gepränge gefeiert wie ein indischer Herrscher unter Herbeiziehung aller sinnlich wirksamen Kunstmittel: der Baukunst, der Skulptur, der Malerei, der Musik, der Rede, des Weihrauchs. Gebete aller Art läßt die andächtige Menge zu seinen Altären aufsteigen. Es soll das Gebet eine Zwiesprache mit Gott sein; in Wirklichkeit ist es eine Art von Aussprache des frommen Gemüts gegen Gott, wobei in Wechselbeziehung das Herz des Betenden sich mit Ruhe und heiligem Frieden erfüllt, sobald das Gebet nicht in grob materieller Weise auf die Erlangung äußerer Glücksgüter gerichtet ist. So kann das Gebet zum Ausdruck der religiösen Weltanschauung des Betenden werden. Aber welcher Abstand zwischen Gebet und Gebet! Von den Gebetsmühlen der Tibetaner bis zu den einfach-erhabenen Worten des Vaterunser, dem größten Kunstwerk, das die Menschheit unter ihren Gebeten besitzt. Doch wir Christen dürfen uns den Tibetanern gegenüber nicht allzusehr rühmen. In dem frommen Nordamerika wurden im Jahre 1910 von den Kanzeln der Kirchen vieler Negergemeinden Gebete zu Gott emporgesandt, er möge dem schwarzen Boxer Johnson den Sieg gewähren über seinen weißen Gegner Jeffries. Für letzteren ist vermutlich nicht öffentlich gebetet worden; weil Johnson am 4. Juli tatsächlich den endgültigen Sieg davontrug, mag wohl in vielen abergläubisch-frommen Negern sich die Überzeugung festgesetzt haben, daß Gott der schwarzen Rasse beigestanden habe. Hier liegen die Gefahren und Abwege einer Gottesverehrung, die Jesus Christus in ganz andere Bahnen zu lenken suchte, und die in den von ihm gesprochenen Gebeten für uns vorbildlich geworden ist.

Alle wirklich volkstümliche Religion wird in Gottesverehrung auslaufen und in ihr wird sich ein Stück der Weltanschauung namentlich der einfachen Menschen kundgeben. Daß aber für die „metaphysischen" Bedürfnisse nicht bloß der Großen im Geist, sondern auch der Kleinen gesorgt werde, dazu dienen gerade Religion, Gottesidee und Kultus. Nichts wäre grausamer und frivoler, als dem Volke die ihm lieb gewordenen Formen seiner Gottesdienste rauben oder beeinträchtigen zu wollen.

VI.

Ethik.

Der Theorie nach lassen Religion und Ethik sich scharf voneinander scheiden; der Atheist vermag so gut sittlich zu leben, wie der Gottesverehrer. Im praktischen Leben erfährt diese theoretische Scheidung Einschränkungen. Zunächst in der Richtung, daß ein wirklich religiöser Mensch stets sittlich erleuchtet ist und sittlich wirkt, mag er auf seinem Pfade auch straucheln und fallen, wie es niemandem erspart bleibt; nur wer sich sündlos fühlt, darf auf den Gefallenen einen Stein werfen. Daß für diese Betrachtungen Heuchler, die die Religion nur als Deckmantel benutzen, nicht in Betracht kommen, versteht sich von selbst; auch die reinen Utilitarier, die sittlich und gedeihlich bzw. nützlich einander gleichsetzen, mögen außer acht bleiben. Doch auch reine atheistische Sittlichkeit kann nur für philosophisch durchgebildete und abgeklärte Geister rückhaltlos zugestanden werden: wo der Atheismus unter die ungebildeten Massen geschleudert und von ihnen aufgesogen wurde, hat er stets dazu beigetragen, der Bestie im Menschen Oberwasser zu geben. Er führte dann zum nackten, radikalen Egoismus, der da glaubt, alles Böse tun zu dürfen, falls er nur sich nicht vom Arme der strafenden Gerechtigkeit fangen läßt. Man denke an die Jakobiner und an die Herrschaft der Kommune zu Paris

im Jahre 1871. Darum sind im Menschenleben die Fäden, welche Religion und Sittlichkeit miteinander verknüpfen, zahlreich und stark, meistens wohl unzerreißbar.

Sittlichkeit bedeutet neben der Natur einen anderen Ausschnitt der Welt; die Natur gewissermaßen ihre theoretische, die Sittlichkeit ihre praktische Seite. Hier klafft ein Dualismus. Zusammen mit der Religion kann man die Sittlichkeit auch als die übernatürliche Seite der Welt unterscheiden.

Die Welt ist eine Bühne, auf der wir stehen, auf der wir arbeiten und Tüchtiges leisten sollen. Unter den uns gezeigten Idealen steht die vollkommene Sittlichkeit obenan. Wir sollen in Überwindung von Widerständen uns als sittliche Persönlichkeit durchsetzen, den Egoismus eindämmen zugunsten der Nächstenliebe, also sozial sein. Wir sollen dabei das Gute um des Guten willen tun, uns die Sittlichkeit nicht etwa durch Anwendung von Strafen oder gar Höllenstrafen abzwingen lassen. Ersteres ist speziell christliche Ethik, dem Boden der christlichen Religion entsprossen und darum dauernd in ihm wurzelnd. Und wenn wir bei unsern Handlungen uns fragen, ob sie unser Leben fördern oder hemmen werden, haben wir diesen Maßstab anzulegen; also auch zu fragen, ob sie nicht dem Leben anderer schaden werden. Da eine so aufgefaßte Ethik sich nur selten, und nur in abstrakt denkenden Köpfen vom Gottesbewußtsein dispensiert, wird man zum Ergebnis kommen, daß der praktische Wert der Gottesidee auf sittlichem Gebiete gelegen ist. Dann aber ist es der Wille zum Guten, der unsere ganze Ethik belebt. Auf dem Gebiete der Ethik greift der Wille in die Weltanschauung ein.

Bei allen praktisch-ethischen Problemen streiten im Menschen zwei mächtige psychische Faktoren miteinander,

die Gewissenhaftigkeit und der Leichtsinn. Ob beide dem Menschen angeboren sind — ob wir im Leichtsinn die „Erbsünde“ zu erblicken haben, in der Gewissenhaftigkeit das Mittel, ihr zu widerstehen — ich wage darüber nicht zu entscheiden; sicher scheint mir nur, daß es eine gleichmäßig dem Menschengeschlecht angeborene Moral oder Unmoral nicht gibt. Doch immer wieder führt all unser Handeln auf eine Psychologie des Leichtsinns und der Gewissenhaftigkeit. Es ist dem leichtsinnigen Menschenkinde möglich, den Weg zur Gewissenhaftigkeit zurückzufinden; und dem Gewissenhaften bleibt es nicht erspart, dann und wann im Leichtsinn zu straucheln. Trägt er ein Heiligtum im Herzen oder ist er fähig geblieben, ein verlorenes Heiligtum wieder zu finden, so gelingt ihm die Besiegung des Leichtsinns sicherlich weit eher, als wenn er in philosophischer Abstraktion von allen religiösen Ideen absieht. Man zerreißt nicht ungestraft die zwischen Religion und Ethik hin und her laufenden Fäden. Wenn sich im sittlichen Bewußtsein wirklich stets die Beziehung des Menschen zu Gott spiegelt, so würde sich daraus die Untrennbarkeit von Ethik und Religion ohne weiteres ergeben. Daß wahre Frömmigkeit die sittlichen Kräfte im Menschen stärkt, dürfte unbestreitbar sein; und wenn Goethe die Ehrfurcht als den letzten Zweck aller sittlichen Erziehung preist, so ist er damit für die Wechselbeziehung zwischen Sittlichkeit und Religion eingetreten. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, das ist ein Hauptsatz der christlichen Ethik, die wiederum religionslos nicht vorstellbar wäre.

Der Erhabenheit der Sittlichkeit über der Sinnlichkeit und damit über der Natur gibt Schiller treffenden Ausdruck in dem Worte: „Wollust ward dem Wurm gegeben, und der Cherub steht vor Gott.“ Eben darum bezeichnete

schon die altjüdische Religion den Menschen als Ebenbild Gottes; und wenn es im Evangelium heißt: Das Dichten und Trachten des Menschen ist böse von Jugend auf, oder: Niemand ist gut, denn der alleinige Gott, so ist damit einerseits die tierische Seite des menschlichen Trieblebens angedeutet, deren Zügelung Ziel der Sittlichkeit ist, andrerseits die vollkommene Güte als unerreichbares Ideal hingestellt.

Unerschütterlich wie ein Fels im brandenden Meere des Lebens, an dem wir uns halten können, steht unser Gewissen da. „Du denkst, guter Freund: ich bin allein! Aber es wohnt in deiner Brust ein Wesen, das deine Taten prüft, deine Güte und Schlechtigkeit kennt“, sagt ein alter indischer Spruch. Das Gewissen verhält sich auf moralischem Gebiet wie der Instinkt auf physischem. Aber weil das Moralische über dem Physischen erhaben ist, wirkt das Gewissen auch nicht mit mechanischer, mit maschinenmäßiger Sicherheit, es ist leichter zu betäuben, zu verwirren als ein Instinkt, es ist aber auch weit feiner, zarter und edler seiner Natur nach. Aus ihm wird das Pflichtgefühl geboren. Aus ihm ertönt Kants kategorischer Imperativ, den Schiller als Maßstab der Sittlichkeit in die Frage kleidet: „Ist die Tat, die ich begehe, von guten oder schlimmen Folgen für die Welt — wenn sie allgemein ist?“ Daß die Lehre Kants mit der Grundlehre der christlichen Moral zusammenfällt, dem Gebote der Selbstlosigkeit und des Zartgefühls gegen andere, ist unverkennbar. Wenn das Moralische im Kantschen Sinne zugleich das Vernünftige ist, weil Leichtsinn und Leidenschaft nur durch Selbstbeherrschung, Entsagung und Gemeinsinn überwunden werden können, so gilt ein gleiches von der christlichen Ethik. Ob wir Begierden und Leidenschaften haben oder nicht, steht nicht bei uns; von uns

aber hängt es ab, ob wir über sie herrschen wollen oder nicht, ob wir die Kraft besitzen, selbst gegen unsre Neigung zu handeln, wenn wir andern Gutes erzeigen wollen. „Kinder liebt euch! und wenn das nicht gehen will, laßt wenigstens einander gelten", ruft Goethe. Darin ist auch schon ein Stück Feindesliebe, wenn auch nur in der Form von Achtung oder Schonung angedeutet; auch sie gehört zu unsern sittlichen Pflichten, wie die Liebe zu den Unsrigen, zum Vaterlande, zum Beruf.

Wenn es von uns abhängt, ob wir Leichtsinn oder Leidenschaft beherrschen wollen, so hat dies unsre Freiheit der Entscheidung zur Voraussetzung. Die Freiheit rückt dadurch in den Mittelpunkt der Ethik. Die Übertragung der Allgemeingültigkeit des Kausalprinzips von der Natur auf das sittliche Gebiet führte zur Belastung der menschlichen Gemüter durch einen furchtbaren Alp: zu der Lehre, daß jeder Mensch, der Gute wie der Verbrecher, nur handeln könne unter dem Zwange einer vorausgegangenen Kausalbestimmung. Wäre diese Übertragung der Kausalität zulässig, was sie nicht ist, so gäbe es keinen Gegensatz von gut und böse; der ist ohne Freiheit des Handelns undenkbar; höchstens konventionell, also durch gesetzliche Bestimmung könnte man dann festlegen, was als gut oder böse, oder vielmehr als erlaubt und als unerlaubt gelten soll. Darum stellte Kant den Bereich der Natur und den Bereich der Freiheit einander gegenüber. Sittlichkeit kann die ihr innewohnende moralische Kraft nur entfalten bei Freiheit; der Mensch ist autonom, kein Automat. In der Persönlichkeit des Menschen verkörpert sich die Idee der Freiheit. Das Freiheitsbewußtsein des Menschen ist so gut eine Erfahrungstatsache, wie das Selbstbewußtsein. Warum sollte dies Gefühl der Freiheit, des freien Willens, uns täuschen? Warum sollten wir es verleugnen

einem mechanistischen Vorurteil zu Gefallen, das man unberechtigterweise aus einem ganz andern Abschnitt der Welt auf das Gebiet der Sittlichkeit zu verpflanzen trachtete? „Imperative“ nennt Kant Gesetze der Freiheit, weil wir ihnen nicht willenlos zu gehorchen brauchen, wie die Bewegungen in der Natur den Bewegungsgesetzen gehorchen. So erfüllt uns der kategorische Imperativ mit Stolz und mit Demut zugleich. Die von Menschen formulierten Sittengesetze sind nicht identisch mit den innern Imperativen des Gewissens, sie fußen nur auf ihnen; sie festigen die Sittlichkeit, weil sie die Freiheit des Menschen vor dem Zerflattern ins Uferlose bewahren.

Mit dieser Ansicht verträgt sich die Tatsache gar wohl, daß die Freiheit unsrer Entschließungen doch auch wieder abhängt von mancherlei Bedingungen. So können unsre Handlungen gestellt werden unter den Einfluß physischer und geistiger Gewalten, die fördernd oder hemmend auf den Willen zur Sittlichkeit Einfluß üben, und von der Stärke oder Schwäche des Charakters des von solchen Einflüssen Betroffenen kann der Ausgang des Entschlusses abhängen. Man spricht in solchen Fällen von einer Determinierung des Willens durch äußere oder innere Ursachen, und derartig in unser Handeln eingreifende Kausalbeziehungen sollen gewiß nicht geleugnet werden; jeder kann sie täglich erleben. Allein ebenso sicher ist, daß mit allen solchen determinierenden Faktoren stets unsere Freiheit, unser Freiheitsgefühl und unser freier Wille, konkurrieren, und darum ist die Tatsache der Freiheit durch sie nicht zu erschüttern, mag die Freiheit auch noch so oft im Kampfe mit freiheitsfeindlichen Gewalten unterliegen, oder mag man alle menschlichen Handlungen für eine Resultante aus den Komponenten der Freiheit und des Zwanges erklären.

Die Wirklichkeit der Freiheit ist nicht geringer, als die der Gesetzlichkeit; wer an ersterer zweifelt, kann es auch an letzterer tun. Wohl sind Freiheit und gesetzmäßige Notwendigkeit Gegensätze, doch keine sich ausschließende. Im Gegenteil: Bindung ist erst möglich im Gegensatz zur Freiheit und umgekehrt. Auch die Freiheit hat ihre Gesetze, es sind andere, als die der Naturnotwendigkeit. In der Persönlichkeit des Menschen bestehen beide nebeneinander und miteinander.

Die Moral besteht für den Menschen nur bei Bewußtsein ihres Widerspiels, der Unmoral oder Sünde. Was gut und böse ist, haben uns die edelsten Führer der Menschheit, allen voran Jesus von Nazareth, gesagt. Das Korrelat von gut und böse bilden in der moralischen Welt Gerechtigkeit und Gnade, die Grundpfeiler der christlichen Religion. Diese legt der Gottheit die Eigenschaften der Gerechtigkeit und der Gnade bei. Im Menschen aber anerkennt sie die Fähigkeit und damit die Freiheit, Gutes oder Böses zu tun.

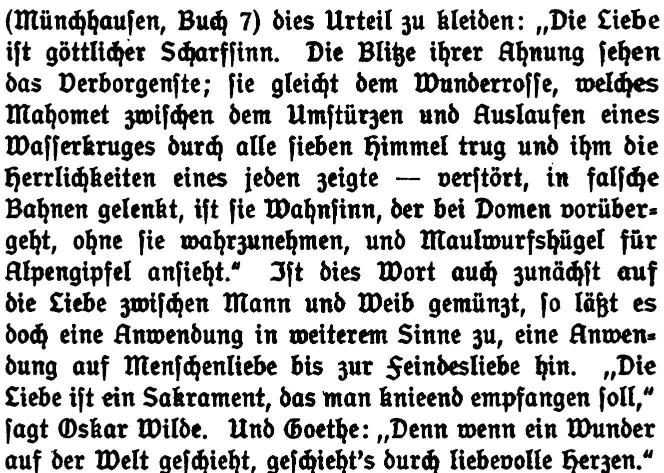
Es gibt ein Diesseits und ein Jenseits von gut und böse. Ersteres ist die Natur; „gut und böse" ist das moralische Milieu des Menschen. Das Jenseits ist für ihn praktisch unerreichbar und nur seiner Phantasie zugänglich; es ist die Sphäre des Göttlichen.

So umspannt die Weltanschauung neben dem Gebiet der Natur das Gebiet der Religion und der Sittlichkeit, die auch ihrerseits für den Menschen Realitäten sind. Wir fühlen in uns neben den natürlichen auch moralische Dispositionen, die uns zwischen gut und böse unterscheiden und wählen lassen. Eine am Gewissen geschärfte Erfahrung belehrt uns, daß wir nicht nur intellektuell, sondern auch moralisch unvollkommen sind. Daher die Mannigfaltigkeit der Religionen und der Theologien, daher

das Böse in seinen zahllosen Abstufungen. Die Vollkommenheit besitzt Gott allein; sie unterscheidet ihn vom Geiste des Menschen.

Nach den Lehren der Religion gehört die Liebe zu Gottes Eigenschaften, deren Korrelat die Fähigkeit des Menschen zur Liebe ist; darum, wie der Mensch auf Gottes Gnade und Liebe rechnet, soll er Gott wieder lieben. Weil aber Gott nicht in unsre Erscheinungswelt eintritt, sich nicht direkt offenbart, muß der Mensch seine Gottesliebe als Nächstenliebe bekunden. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst — das war schon das Gebot des Alten Testaments, und Jesus von Nazareth hat dies Gebot zum Ideal der christlichen Ethik erhoben. Andere Sittenlehrer sind zu dem gleichen Ergebnis gelangt, wobei es mir ganz verfehlt erscheint anzunehmen, daß der eine etwas vom andern gewußt habe: es sind getrennte, aber in einen Punkt konvergierende, nicht aus einem Punkt auseinanderstrahlende Richtungslinien ethischen Denkens. Als Beispiel sei der Satz des Konfuzius genannt: „Soviel Herrschaft über sich besitzen, um andere nach sich selbst zu beurteilen, und gegen andere handeln, wie wir möchten, daß gegen uns gehandelt würde, das ist, was man die Lehre von der Menschlichkeit nennen kann; es gibt nichts Höheres“. Christus aber lehrte: Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihnen!

Wer hat das christliche Ideal der Liebe in herrlichere Worte zu kleiden verstanden als Paulus im 13. Kapitel des ersten Korintherbriefs; und welcher Gegensatz zwischen diesem Hohenliede der Liebe und dem der altgriechischen Weltanschauung, wie wir es in Platons Gastmahl finden! Die Liebe ist göttliches Feuer, im Menschen entzündet, das in der Gesinnung des Herzens weit mehr als im äußeren Werke sich kund tut. In beredte Worte weiß Immermann



(Münchhausen, Buch 7) dies Urteil zu kleiden: „Die Liebe ist göttlicher Scharfsinn. Die Blitze ihrer Ahnung sehen das Verborgenste; sie gleicht dem Wunderrosse, welches Mahomet zwischen dem Umstürzen und Auslaufen eines Wasserkruges durch alle sieben Himmel trug und ihm die Herrlichkeiten eines jeden zeigte — verstört, in falsche Bahnen gelenkt, ist sie Wahnsinn, der bei Domen vorübergeht, ohne sie wahrzunehmen, und Maulwurfshügel für Alpengipfel ansieht." Ist dies Wort auch zunächst auf die Liebe zwischen Mann und Weib gemünzt, so läßt es doch eine Anwendung in weiterem Sinne zu, eine Anwendung auf Menschenliebe bis zur Feindesliebe hin. „Die Liebe ist ein Sakrament, das man knieend empfangen soll," sagt Oskar Wilde. Und Goethe: „Denn wenn ein Wunder auf der Welt geschieht, geschieht's durch liebevolle Herzen."

So soll auch die sinnliche Leidenschaft im Menschen zu Liebe verklärt werden. Das ist eins der vornehmsten Gebote der Ethik; es durchdringe jede ethische Weltanschauung. Freilich geht es für den Menschen auch hier nicht ab ohne Kampf zwischen Leidenschaft und Leichtsinn einerseits, zwischen Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl andrerseits; doch dem Menschen ist die Fähigkeit gegeben, in Freiheit der sittlichen Auffassung zum Siege zu verhelfen. Gelingt es dem Leichtsinn und den physischen Trieben, sich auf Abwegen Bahn zu brechen, so kann Liebe in Sünde, ja in die furchtbarsten Laster umschlagen. Es geschieht, wenn die höheren Triebe des Menschen der Schwäche unterliegen. „Habe immer etwas Gutes im Sinn, und halte dich zu gut, Böses zu tun", dieser Satz des alten Wandsbecker Boten hat auch Geltung gerade für die Sexualethik. Die Verfehlungen gegen deren Sittengesetze bilden eine lange Skala von entschuldbaren, vielfach in Unwissenheit wurzelnden Verfehlungen bis zu den schwersten Verbrechen,

welche die Menschheit belasten. Darin zeigt sich die Relativität dessen, was man Sünde nennt. Zwei junge Menschen, die ohne offizielle Erlaubnis sich in Zärtlichkeit ihrem Triebleben überlassen, sind relativ unschuldig im Vergleich zu den Lustmördern und anderen Scheusalen widernatürlicher Perversität. Von allen Sünden ist allein das normale erotische Vergehen durch Jesus, den Reinen, entschuldigt worden: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie! Damit ist die allzuharte Verfolgung solcher unglücklichen Frauen als Pharisäismus gekennzeichnet. Es bleibt fraglich, ob eine Frau wie Maria von Magdala strenger beurteilt werden darf, zumal wenn äußere Umstände ihren Leichtsinn begünstigten, als die flirtende Weltdame, die gewissenlos ein wenn auch in den Grenzen „des Anstandes“ bleibendes Verhältnis anknüpft mit einem Manne, der einer andern nach menschlichem Recht und Gesetz angehört; wohl ihr, wenn sie rechtzeitig den Regungen des Pflichtgefühls Gehör gibt und vom abschüssigen Seitenpfade des Unrechts auf die Straße des Rechtes zurückkehrt. Ohne religiöse Regungen und Anregung, mag deren Beweggrund liegen, wo er will, dürfte solche Selbstbesinnung selten rechtzeitig kommen; ist es zu spät geworden, so ist nur noch unfruchtbare Reue das Ergebnis. Daß an die Männer auf diesem ganzen Gebiete kein andrer Maßstab angelegt werden darf, als an die Frauen, versteht sich für den Gesichtspunkt einer gerechten Ethik von selbst.

Die Verfeinerung des Wahrheitssinns ist eine andere wichtige Forderung der Ethik. Von der „Notlüge“ bis zum Falscheide zieht sich durch das Leben der Menschen eine Kette mit vielen Gliedern. Hier liegen die gefährlichsten Klippen für die Sittlichkeit; wahrheitswidrige Rede, besonders als gedrucktes Wort, kann in viel wei-

terem Umfange Unheil stiften, als sexuelle Verfehlung. Nicht nur im Tagesleben, auch in Wissenschaft und Kunst kann gegen das Gebot der Wahrheit gefehlt werden. Hier müssen neben der Gewissenhaftigkeit Verstand und Vernunft wachsam sein, um ein Straucheln zu verhüten; „der Kopf muß das Herz bilden“, sagt Schiller. Auch hiervon, nicht nur von der Tagesarbeit, gilt der Satz: Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen.

Das Gebot der Nächstenliebe führt zur sozialen Ethik. Nicht nur die Liebe zur Familie, zu den Volksgenossen, zum Vaterlande gehört dahin, sondern auch die liebevolle Förderung aller Einrichtungen, durch die den auf einen weniger günstigen Platz gestellten Mitmenschen der Kampf ums Dasein erleichtert wird. Auf diesem Gebiete sollen wir die Macht des freien Willens einschränken zum Wohle des Ganzen. Wie die Natur dem Willen ein Ziel setzt in dem selbständigen Leben der Zellen unsres Körpers, so sollen wir selbst ihn einschränken zuungunsten individuellen Vorteils, falls dadurch ein Nutzen für die Allgemeinheit erreicht werden kann. Das gilt nicht nur auf dem Gebiet der „Magenfragen“, sondern auch den berechtigten Strömungen geistigen Lebens gegenüber. Es gibt nichts so Zartes wie die Religion; darum darf die Religion Andersgläubiger nur mit größtem Zartgefühl berührt werden. Von ähnlicher Zartheit ist das Ehrgefühl, und nichts ist frivoler, als die Verletzung der Ehre eines anderen. Wie aber Religion in Fanatismus umschlagen und Haß, Verfolgung ja Mord gebären kann, so vermag auch ein zur Übertreibung gesteigertes Ehrgefühl Mordgedanken gegen andere wachzurufen, ja in die Tat umzusetzen. So wohnen in der Menschenbrust moralische und unmoralische Regungen dicht nebeneinander, und Selbstbeherrschung wie Gewissenhaftigkeit haben stets wachsam

zu bleiben, soll die Ethik nicht Schaden leiden. Ihre goldene Regel lautet: Maßhalten in allen Dingen.

Darum kann auch der Kampf ums Dasein aus sich heraus keine Ethik gebären, wenigstens der Kampf ums Dasein im Darwinschen Sinne aufgefaßt, wonach alles dem Individuum Nützliche gefördert, alles ihm Nachteilige beseitigt wird. Eine solche falsche Ethik könnte nur den Charakter verderben, sie würde flüstern: Wenn's dir nur nützt, so heuchle, krieche, betrüge, falls du nicht erwischt werden kannst. Dagegen kann der Kampf, in den die Menschheit wie der einzelne hineingestellt ist, falls nicht der nackte Egoismus in ihm durchdringt, gar wohl zur Erziehung der Menschheit beitragen, und das sogenannte öffentliche Gewissen ist ein Ergebnis solcher Erziehung.

So kann durch sittliche Weltanschauung die Veredlung der Menschheit gelingen; und Sokrates ist als einer der höchsten Lebenskünstler zu preisen, obgleich er inmitten seiner Bestrebungen den Untergang fand. Der Mensch ist dazu da, seine Pflicht zu tun in Arbeit und in Liebe. Kein staatlicher Gesetzgeber hat Gewalt über die Unantastbarkeit unseres persönlichen Gewissens; dies muß aber selbst orientiert sein am höchsten Gebot der Ethik, dem Gebot der Menschenliebe. Nicht um Optimismus und Pessimismus handle es sich in einer ethischen Weltanschauung; Gutes und Böses lassen sich nicht zahlenmäßig bestimmen. Man nutze den Tag, um Gutes zu tun, denn das Leben verfliegt wie ein Traum; und es „ist kein Brettspiel, das man nach einer verlorenen Partie von vorne beginnen könnte", hat schon ein griechischer Weiser gesagt (Antiphon).

Nicht der Erwerb von Wissen, sondern Sittlichkeit sei darum oberster Leitstern des Einzelnen wie der Völker für ihre praktische Weltanschauung.

VII.

Werte und Ideale.

Die Welt liegt vor uns wie ein großer Garten, in dem man Obst pflücken kann; ein weites, fremdes Gebiet, in das wir einziehen, gälte es auch nur, uns einen Platz an der Sonne zu sichern und zugleich den nötigen Schutz, um nicht in ihren Strahlen zu verschmachten. Was wir in diesem Garten zu erlangen hoffen und träumen, nennen wir Freude und Glück; was uns Unerwünschtes darin begegnet, Leid oder Unglück. Der Wille zum Glück ist so berechtigt, wie der Wille zum Leben. Doch noch keinem Sterblichen war es vergönnt, ungemischte Freude zu genießen; er würde sie auch sowenig ertragen können, wie das Auge es aushält, unverwandt in die Sonne zu blicken.

Das Obst, das wir pflücken werden, schmeckt also teils angenehm, teils bitter. Wir werden uns damit abfinden und uns schließlich an einer mittleren Empfindung genügen lassen müssen, die man Zufriedenheit nennt. Die Zufriedenheit ist auch eine Freude, wenngleich eine bescheidene, und doch strahlt sie milden und wärmenden Glanz auf uns aus. Die Zufriedenheit ist ein wertvoller Besitz, und in jeden Menschen ist soviel Kraft hineingelegt, daß er ihn erwerben kann. Auch ihr Erwerb ist

eine Kunst. P. Rosegger aber sagt: „Die menschliche Zufriedenheit oder Unzufriedenheit hängt zum großen Teile von der Weltanschauung ab."

Freude oder Glück, Leid oder Unglück sind Korrelate von gut und böse. Sie sind wichtige Werte für das Menschenleben. Darf auch die Ethik nicht aufgehen in Eudämonismus oder gar in Hedonismus, dem Streben nach Lust, so darf sie andrerseits niemandem das Trachten nach Glück verbieten, falls es nur nicht auf Kosten des Glücks anderer Menschen erreichbar ist. Wir dürfen soviel Erdenglück zu gewinnen suchen, wie möglich, sofern wir dabei mit den Geboten der Sittlichkeit nicht in Widerspruch geraten, und sofern wir uns klar darüber sind, daß die höhere Stufe des Glücks nicht in physischem, sondern in moralischem Wohlsein besteht, in Anspannung und Tätigkeit und in Förderung des Glücks anderer neben dem unsrigen. Glück besteht in Arbeit; war unser Leben köstlich, so war es Mühe und Arbeit. Damit hängt enge zusammen, daß in kleinen, idyllischen Verhältnissen die Menschen meistens am glücklichsten leben. Das höchste Glück werden wir in der Gesinnung des eigenen Herzens finden, dieses Herzens, für das wir Ruhe ersehnen und das doch in stets neuer Erregung bebt. Solcher Wille zum Glück, der nicht gleichbedeutend ist mit einem oft unedlen Willen zur Macht, bildet eine der wichtigsten praktischen Triebkräfte im Menschen.

Die Werte der Lebensgüter können als Qualitäten oder quantitativ auf uns wirken. Die meisten Menschen halten die Menge des Geldes, in dessen Besitz sie gelangen, an sich für einen quantitativen Wert; und doch hat Geld nur Wert durch das, was sich dafür eintauschen läßt, elegante Kleidung, schönes Wohnen, Hummer und Kaviar, Kunstgenüsse aller Art, die Möglichkeit, wohlzutun. Ma-

chen wir das Moralische zum Maßstab des für uns Wertvollen, so treten die Quantitätsbeziehungen gegenüber der Qualität in den Hintergrund. Taler kann man zählen; für Glück oder Unglück verlieren die Methoden des Rechnens ihre Gültigkeit. Weil man hier weder zählen noch wägen kann, weil die Statistik hier versagt, halte ich den die Menge von Glück und Unglück abwägen wollenden Streit zwischen Optimismus und Pessimismus, sofern damit positive Weltanschauungen bezeichnet werden sollen, für einen müßigen. Arbeitsfreudigkeit, Pflichterfüllung, Nächstenliebe sind Güter von Wert; man kann wohl feststellen, ob sie da sind oder fehlen, man kann einen gewissen Grad derselben abschätzen, doch messen kann man sie nicht.

So können Wert und Quantität in Gegensatz zueinander treten. Fühlen wir in uns den Willen zum Glück, erkennen wir klar unser Recht auf Glück, so können wir auch erfolgreich eintreten in den Kampf ums Glück, der nicht nur in der Eroberung von Glücksgütern, sondern auch durch Standhaftigkeit im Unglück uns fördert. Damit können wir den Pessimismus als Gesinnung überwinden, ohne das Opfer eines flachen Optimismus zu werden. Lust und Liebe zum Leben und Hoffnung auf Glück soll uns erfüllen; sie auch unter Schwierigkeiten und widrigen Schicksalsschlägen festhalten, ist Kunst, ist bedingt durch unser Können. Diese Kunst ist nicht so gar schwer, falls wir daran festhalten, daß Glück verbreiten schon glücklich sein heißt, daß Gütigkeit zu den höchsten Gütern gehört, daß Liebe auch des Glückes Erfüllung ist. Noch ein Gutes: alles Glück, das wir einst besessen, bleibt für alle Zeit unser unveräußerliches Eigentum, falls wir nur wollen; während es gleichfalls unserm Willen vorbehalten ist, ein Unglück, durch das wir hindurchgehen

mußten, im Meer der Vergessenheit verschwinden zu lassen. Die Menschen sollen es aber auch worthaben wollen, wenn sie glücklich waren, und das scheint vielen schwer zu werden; daher das immer wiederkehrende Bekenntnis zum Pessimismus.

Unserm Ich ist nicht nur das Fühlen, ihm ist auch das Schauen und das Wollen gegeben, und aus dem Erkennen heraus erhoffen wir das Glück. So bedingt die Weltanschauung des Menschen Glück, ein Glück, das oft genug in rechtzeitigem Entsagen besteht. Das hohe Gut der Lebensfreude sollte in Demut genossen werden; die Demut aber sollen wir ehren, hat uns Rückert gelehrt. Das Mißvergnügen, die üble Laune sollen wir bekämpfen, um Freude an der Welt, auch an unsrer Weltanschauung zu haben. Dann erst dürfen wir ausrufen: es ist eine Lust, zu leben!

Schätzen wir moralische Freude und geistige Genüsse mit Recht höher ein als sinnliche, so sollen wir auch die irdischen Genüsse nicht mißachten. Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang — dies Lutherwort bleibt unsterblich, und Plato mit seiner Freude am Wein erlebte achtzig Sommer. Nur bleibt Maßhalten in allen diesen Dingen die goldene Regel, bei deren Mißachtung sich das Glück nicht festhalten läßt. So wahr wie eindringlich predigen dies folgende Verse Th. Fontanes:

Nicht Glückes bar sind deine Lenze,
Du forderst nur des Glücks zu viel;
Gib deinem Wunsche Maß und Grenze,
Und dir entgegen kommt das Ziel.
Das Glück, kein Reiter wird's erjagen,
Es ist nicht dort und ist nicht hier;
Lern überwinden, lern entsagen,
Und ungeahnt erblüht es dir.

Damit gelangen wir zu den beiden großen Gegensätzen der Weltfreude und der Weltentsagung, wovon die letztere ihr Extrem in der Askese und im Anachoretentum findet, die in der Verneinung der Weltlust das Glück suchten und in der Gegenwart am mächtigsten vertreten werden durch den Buddhismus. Solche passive Weltanschauung stellt das Tun zurück und bevorzugt das Leiden; sie sucht nicht nur die Lust mit der Unlust zu versöhnen, sondern die Askese berauscht sich geradezu im Schmerz. Sie schwelgt in den Dissonanzen des Lebens und verhält sich gegenüber seinen Freuden und Leiden, als ob wir in der Natur vor den schönen Tieren unser Auge verschließen und nur die häßlichen anschauen wollten. Ein krankhafter Zug geht durch solche Lebens- und Weltanschauung, etwas Unkünstlerisches, das wir überwinden sollen und auch überwinden können, sobald wir bedenken, daß die Welt voll des Schönen ist und wir durch Mut und Tatkraft dem Leide die Stirn bieten können. Wir können uns zwar nicht vornehmen, glücklich zu sein, wohl aber den Vorsatz fassen, andere zu beglücken, und damit ebnet sich uns der Weg zum eigenen Glück.

Nicht nur das Leiden, von dem wir selbst betroffen sind, und das wir fühlen, sondern auch das Leiden, dem wir zuschauen, spielt eine wichtige Rolle in unserer Weltanschauung. Nicht klagen sollen wir darüber, sondern helfen, am wenigsten uns aber durch Pessimismus zur Verzweiflung am Glück und zum Verzicht auf Hoffnung treiben lassen. Für den vom Leide Betroffenen ist es gleich, ob er allein oder zusammen mit Tausenden leidet. Dies wird so oft verkannt; darum sucht man den Pessimismus mit Zahlen zu stützen. Auch bei Bewertung der Größe eines Unglücks durch die Zahl macht sich der Mensch allzusehr zum Maßstabe der Dinge. Im Kriege findet ein

vereinzelt daliegender, durch Granaten grausig verstümmelter Menschenkörper kaum Beachtung; erst zu Hunderten und zu Tausenden müssen sie beisammen liegen, um das Interesse, ja das Mitgefühl der Menschen wachzurufen, erst von ihnen berichten die Zeitungen.

Können wir angesichts des Übels in der Welt noch an einen Gott glauben, der die Liebe ist? — haben Tausende und aber Tausende gefragt. In solcher Frage übertragen wir aus unserm Erfahrungskreise heraus ein Urteil auf ein über diesen Gesichtskreis unendlich erhabenes Wesen. Unglücksfälle, wie das Erdbeben von Messina dürfen nicht bloß mit dem Maßstabe menschlicher Gutherzigkeit gemessen werden; er reicht der Natur gegenüber nicht aus.

Die Natur kann nicht sündigen, an sich ist sie kein Übel; dies entsteht erst durch Beziehung auf den unter einem Naturereignis leidenden Menschen. Ja, hätte ein Mensch absichtlich die Katastrophe von Messina veranlaßt, er wäre der fürchterlichste, strafwürdigste Verbrecher. Da liegt der Unterschied! Kosmos und Sittlichkeit werden nicht aufgehoben durch Katastrophen oder durch Unsittlichkeit. Darum höre man auf, die Natur anzuklagen, wenn wir durch sie geschädigt werden; es wäre Gedankenlosigkeit zu fordern, daß das Naturgeschehen nichts für uns Unangenehmes mit sich bringen dürfe. Das Unglück einer Katastrophe ist kein uns zugefügtes oder ein zugelassenes Unrecht; da jedes lebende Wesen von ihr betroffen werden kann, so ist in diesem Sinne gleiches Recht für alle ein Naturprinzip. Die Natur ist nun einmal so beschaffen, daß sie Menschen und Tier beschädigen oder vernichten kann, das müssen wir hinnehmen. Eine auch mit bezug auf uns vollkommen gütige Natur wäre eine anthropomorphe Utopie. Wie der Tiger moralisch nicht dafür verantwortlich gemacht werden kann, wenn er einen Menschen

zerfleischt, so ist auch der Mensch oft nicht verantwortlich für das Übel, das er seinen Mitmenschen oder den Tieren zufügt, ich erinnere an den Soldaten im Kriege, an den unbewußt zertretenen Wurm. Man schweige bei Katastrophen aber auch von Zuchtrute für Sünden oder von väterlicher Heimsuchung. Man fordere von Gott keinen Eingriff in den Naturlauf. Es ist ein kindlich anthropomorphes Verlangen, Gott solle die von ihm gegebenen Naturgesetze durchbrechen, sobald es einem oder vielen von uns nutzt. Ist doch im Bereiche menschlicher Erfahrung kein Fall exakt erwiesen, in dem der Naturlauf von seiner Gesetzmäßigkeit abgewichen wäre. Weder die Natur noch Gott passen in die Schablone, die sich viele von ihnen gemacht haben; insofern hat das Sprichwort recht: Wie der Mensch, so sein Gott.

Ein besonders beredtes Beispiel für den Eintritt von Unglücksfällen wurde kurz nach dem Erdbeben von Messina bekannt. Am Sonntag, den 10. Januar 1909 stürzte kurz nach Beginn des Gottesdienstes das Gewölbe der Kirche zu Nax in Wallis ein und begrub gegen hundert Personen unter seinen Trümmern; dreißig Männer, Frauen und Kinder wurden als Leichen darunter hervorgezogen, ungefähr fünfzig mehr oder weniger schwer verletzt. Die seit längerer Zeit baufällige Kirche war in anscheinend ungeschickter Weise repariert worden, und schon seit einiger Zeit hatte man Risse im Kalkbewurf bemerkt, so daß im nächsten Frühjahr eine erneute Ausbesserung vorgenommen werden sollte. Darf da vom Zorne Gottes oder von väterlicher Züchtigung gesprochen werden? Die Kirche mußte zusammenstürzen, weil sie schadhaft geworden war, und es war ein Unglück für die Betroffenen, daß der Einsturz stattfand, als sie gerade darin waren. Eine rechtzeitige gründliche Untersuchung des Bauwerks

hätte wahrscheinlich dem Unglück vorgebeugt, und so gilt auch hier der Satz: Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen. Den Finger Gottes oder den Ratschluß Gottes sollte man bei Erörterung solcher Tatsachen aus dem Spiele lassen. Es war ein objektiv naturgesetzlich bedingtes Ereignis; nur unser menschliches Empfinden macht es zum Übel. So war auch in Messina eine unschuldige Natur am Werke. Von einer Strafe der dort betroffenen Menschen kann so wenig die Rede sein wie in bezug auf die Toten und Verwundeten, die ein Schlachtfeld bedecken. Eine Völkerschlacht ist aber darum ein grauenhafteres Ereignis als ein Erdbeben, weil hier die Frage nach menschlichem Verschulden sich gar nicht umgehen läßt, da der Krieg ein von Menschen gewolltes Übel ist.

Unter den Übeln dieser Welt lassen sich dreierlei unterscheiden.

Erstens solche, die Naturereignissen der leblosen Welt entspringen. Ihnen gegenüber ist es geboten, die Augen offen zu halten und die Kräfte des Geistes wie des Körpers anzustrengen, um sich gegen ihre Schädigungen zu schützen.

Zweitens solche, die wir uns selbst, oder die Menschen einander gegenseitig bereitet haben, wie Krieg, Not, Armut, Krankheit, die selbst verschuldet sein oder auf Mangel an Nächstenliebe zurückgeführt werden können.

Drittens solche, die uns von Tieren zugefügt werden. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß wir Gott nicht zumuten können, alle Geschöpfe nur zum Wohle und Nutzen des Menschen geschaffen zu haben; das wäre menschlicher Größenwahn. Vom Standpunkt des Hasen oder des Aals würden die M e n s c h e n als die grausamsten, niederträchtigsten und überflüssigsten Geschöpfe anzusehen sein, die zu finden sind. Für die wissenschaftliche Betrachtung der Natur darf nicht als zweckmäßig gelten, was dem Men-

schen nützt, sondern nur das, was der Erhaltung des Einzelwesens oder der Art förderlich ist.

Der Kampf gegen das Übel ist für den Menschen ein Daseinsrecht und eine Daseinspflicht; er ist der wichtigste Teil des Kampfes um die Existenz, der dem Menschen seit seinem ersten Auftreten im Diluvium auferlegt worden ist. Seit jenen ältesten Zeiten hat dieser Kampf mit dem Übel auf das Menschengeschlecht erzieherisch eingewirkt, weil er seine Fähigkeiten weckte und steigerte und ihm Probleme für seine sittliche und kulturelle Entwicklung stellte. Ohne diesen Kampf hätte der heutige Kulturmensch sich aus dem Urmenschen niemals zu dem entwickeln können, was er ist. Indem er dadurch gezwungen wurde, nach Hilfsmitteln und Verbesserungen seiner Lage zu suchen, den ihn umgebenden Gefahren auszuweichen oder vorzubeugen, wurde er zum Techniker, der von Erfindungen zu Erfindungen fortschritt; die Erfindungen des Messers, der Nadel, des Wagens sind technisch nicht niedriger zu bewerten als die der Buchdruckerkunst, des Mikroskops und des Telephons. Daneben wurden aber durch das Übel im Menschen gute und sittliche Kräfte ausgelöst, die sich in gegenseitiger Hilfeleistung und in Liebeswerken aller Art äußern. Von diesem Gesichtspunkte aus, unter der Perspektive der Gesamtgeschichte des Menschengeschlechts kann das Übel sogar als eine nützliche, ja notwendige Einrichtung angesehen werden, ohne die unsere heutige Kultur kaum vorstellbar ist. Wäre der Menschheit seit ihrem Ursprunge das Leben von der Natur so leicht gemacht worden wie in der Fabel vom Schlaraffenland, sie hätte in Trägheit und Nichtsnutzigkeit verkommen müssen. In diesem, aber auch nur in diesem Sinne, dürfte sich allenfalls ein Zusammenhang zwischen dem Übel und einer göttlichen Weltregierung konstruieren lassen. Denn was der oberfläch-

lichen Betrachtung eine Unvollkommenheit der Weltordnung dünkt, bildet in Wirklichkeit die Grundlage der ganzen menschlichen Arbeit und somit des größten Segens, dessen die Menschheit teilhaftig werden konnte. Wenn heute menschliches Leiden aller Art unser Mitgefühl erregt und uns zu werktätiger Hilfe spornt, wenn der Stifter unserer Religion die Förderung des Wohls der Mitmenschen für unsere höchste sittliche Pflicht erklärt, so wäre dieser ganze Teil unserer Sittlichkeit überflüssig, ja undenkbar, ohne das Übel in der Welt.

Auch das Prinzip der Freiheit wäre mit einem Fehlen des Übels in der Weltordnung unvereinbar. Können Menschen einander nichts Böses zufügen, so können sie einander auch nichts Gutes tun. Die Freiheit zu handeln, folglich auch die Freiheit, Übles zu tun, gehört zu den unveräußerlichen Menschenrechten; nur eingeschränkt wird sie durch die Pflicht, das Böse nicht zu tun, und zu der in der Natur gegebenen Menge des Übels nicht noch Übel durch Menschenhand hinzuzufügen. Wenn der einzelne vom Übel betroffene Mensch darunter leidet, so ist das vom menschlichen Gesichtspunkte aus eine Unvollkommenheit des Naturlaufs; diesen Gesichtspunkt aber auf die Gottheit übertragen zu wollen, wäre vermessen und ungereimt. Der Mensch soll nicht nur das Übel rings um sich her, sondern auch das Übel in seinem Innern zu überwinden suchen, dies ist das Gebot, das durch die ganze Menschheitsgeschichte hindurch ertönt.

Wenn wir vom Menschen absehen, so gibt es keine moralische Wertung der Natur. Der Kosmos und die „moralische Weltordnung" in unserm Innern sind etwas ganz Verschiedenes; dennoch gewinnen sie Berührungspunkte, sobald ein Unglück wie das von Messina die Nächstenliebe in uns weckt.

Darum dürfen uns auch Unglücksfälle in unsern religiösen Gefühlen nicht beirren. Messina kann so wenig zum Atheismus führen wie die blutgetränkte Walstatt einer Völkerschlacht. Die Bitte: Erlöse uns von dem Übel! könnte auch in die Worte gekleidet sein: Gib uns die Kraft, das Übel zu überwinden. Das Übel ist etwas in der Welt Gegegebenes, etwas für den Menschen Gegebenes, so gut wie der Sauerstoff und der Stickstoff ein Gegebenes sind. Als Jesus von Nazareth sein Gebet lehrte, wußte er genau, daß das Übel in der Welt nicht aufhören werde, daß nicht nur das Gute, sondern auch das Übel für uns leichtverletzliche Plasmaorganismen ein selbstverständliches Zubehör des Lebens sei. Wenn er sprach: „Gott läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte," so läßt sich dies Wort dahin ergänzen: auch den feindlichen Katastrophen der Natur gegenüber sind alle Geschöpfe in gleicher Lage.

Das Menschengeschlecht als Ganzes hat das Übel zu bekämpfen, mögen noch so viele einzelne in diesem Kampfe vorzeitig fallen. Das Schicksal des einzelnen darf nicht zum Maßstab für Glück und Fortschritt der Menschheit gemacht werden. Unter diesen Gesichtspunkt ist auch das Übel in der Welt zu stellen.

Unglück und Übel sind negative Werte für den Menschen. Doch Unglück wie Glück gehören zum Bestande der Welt, wie sie nun einmal ist, und sollen mit Standhaftigkeit und mit Gelassenheit ertragen werden. Weit furchtbarer als die Naturkatastrophen wütet der Mensch, wenn er dem Mitmenschen Übles zuzufügen strebt. Unter allen Verbrechen pflegt der Mord am schwersten bewertet zu werden; unter allen Mordtaten scheinen mir die Justizmorde die bedauerlichsten zu sein. Durch ihre grauen-

vollen Nebenumstände sind der an Christus, sind die an den christlichen Märtyrern, die an den Hexen begangenen Justizmorde die entsetzlichsten. Man bedenke nur, daß in den drei fürchterlichen Jahrhunderten, dem 15., 16. und 17., allein in Deutschland eine Million unschuldiger Frauen, bzw. Männer in der unsagbar grausamsten Weise prozessiert, körperlich gefoltert und durch unendliche Seelenqualen hindurch gezwungen worden sind, Verbrechen einzugestehen, die sie nicht begangen hatten, nicht begehen konnten, um nur den Tod auf dem Scheiterhaufen als Erlösung zu gewinnen. Man male sich aus, was eine solche Unglückliche an Körper- und Seelenqual durchgemacht hat, ehe sie sich zum Geständnis ihres zum Tode führenden „Verbrechens“ entschloß, und das alles im Namen göttlicher wie irdischer Gerechtigkeit: dann wird man kaum daran zweifeln, daß dies den Höhepunkt der Leiden bezeichnet, die Menschen durch Menschen zugefügt worden sind. Zugleich aber lehrt die Geschichte, daß es besser geworden ist, und daß steigendes Wissen und wachsende Aufklärung auch zu einer steigenden Veredlung der Weltanschauung geführt haben.

Es ist zu begreifen, daß die Volksphantasie zur Entlastung der Menschheit von solchen und andern Verbrechen die Versuchung zum Bösen und die Verwirrung des sittlichen Bewußtseins im „Satanas“ personifiziert hat. Er repräsentiert die objektive Macht des Bösen, der der einzelne Mensch so oft hilflos gegenübersteht, und es ist insofern schwer, Erfahrungen, wie das systematische Wüten von Mensch gegen Mensch, mit der Idee einer göttlichen Weltregierung in Einklang zu bringen. Auch hier müssen wir uns bescheiden und darauf verzichten, das moralische Welträtsel lösen zu wollen, wie wir den physischen Welträtseln gegenüber so oft zur Entsagung genötigt sind.

Man hat auch den Tod nicht selten unter die Übel gerechnet; gewiß mit Unrecht. Für den Gestorbenen bedeutet der Tod den Abschluß der Lebensbahn; für die Hinterbliebenen kann er wohl zur Quelle von Leid und von Unglück werden. Der Tod an sich bringt im Alter und bei schwerer, unheilbarer Krankheit Erlösung; tritt er den Menschen in strahlender Jugenkraft an, so entbehrt er oft nicht der verklärenden Schönheit. Er gehört zum Wesen dieser Welt; generell dürfen wir weder über ihn klagen, noch ihn preisen. Wie das Leben einmal beschaffen ist — und dazu gehört seine Erhaltung in der Kette der Generationen — muß uns der Tod eher als ein erwünschtes Korrelat des Lebens, denn als Unglück erscheinen. Der Wert des Lebens erleidet durch den Tod keinen Abbruch.

Taten und Tatsachen sind die offenkundigen Werte in der Welt des Menschen, denen die Gesinnung als verborgener Wert gegenübersteht; aus den Taten eines Menschen, noch schwieriger aus seinen Worten, können wir immer nur Schlüsse ziehen auf seine Gesinnung. Die Einteilung der Tatsachen in physische und moralische Werte ist nicht immer glatt durchführbar, hat öfters flüssige Grenzen. So ist die ganze Natur für uns nicht nur von physischer, sondern auch von moralischer Bedeutung; diese fühlen wir, weil wir selbst moralische Wesen sind. Auch die Weltanschauung macht einen positiven Wert im Besitztum des Menschen aus; wir können ihn erweisen, wenn wir das Leid mit Hilfe unserer Weltanschauung, die zum Gleichgewicht der Seele (aequitudo animi) führte, überwinden.

Unser Leben ist Arbeit, darum ist auch ohne hingebende Geistesarbeit eine Weltanschauung, die etwas wert ist, nicht zu erlangen, sowenig wie ein Kunstwerk

ohne solche Arbeit geschaffen werden kann. Für unwissende oder mangelhaft unterrichtete Menschen ist bezeichnend, daß sie durchaus eine gerundete, geschlossene Weltanschauung verlangen, ein fertiges Dogmengebäude, ein System, das Antworten auf alle Fragen des Verstandes und des Gemüts bereit hält; es ist dies das Streben zum Positivismus, das sich nicht an den sichergestellten, wenn auch lückenhaften Ergebnissen der Wissenschaft genügen läßt, sondern alle Lücken durch ungenügend begründete Dogmen auszufüllen sucht, wie z. B. in Haeckels „Monismus". Der Wert einer solchen Weltanschauung sinkt mit der Zahl der darin aufgenommenen Dogmen und steigt mit der rückhaltlosen Anerkennung der Lücken unseres Wissens. Darum haben auch nur die Teile einer Weltanschauung objektiven Wert, welche dauerhaft sind; die lediglich modernen Züge darin, deren Gültigkeit nach kürzerer oder längerer Frist erlischt, sind von vorübergehender und darum nur von geringer Bedeutung. In der Weltanschauung der Schriften des Alten und des Neuen Testaments sind für uns alle Züge hinfällig geworden — und ein gleiches gilt von der Weltanschauung der Antike —, welche durch die damals fehlende naturwissenschaftliche Bildung bedingt sind. Solchen Wandlungen gegenüber müssen wir aber auch heute in Demut anerkennen, daß wir uns selbst nach wie vor zum Maß aller Dinge machen, und daß andere als anthropomorphe Vorstellungen unmöglich sind.

In der Beurteilung der Dinge als Werte wirkt das Gefühl mit dem Verstande zusammen. Nur wenn wir die Welt weder optimistisch noch pessimistisch ansehen, sondern sie zu verstehen suchen, finden wir das richtige Gleichgewicht, das zur Zufriedenheit führt. Diese ist einer der höchsten erreichbaren Werte; sie ist aber nur erreichbar

durch eine wahrhaft unbefangene Anschauung. Eine solche Weltanschauung hat vitales Interesse für den Menschen, sie bleibt nicht unfruchtbar, sondern zeugt Gutes. Sie gehört neben der Religion zu den persönlichen Heiligtümern, die die Menschenbrust ihr eigen nennen darf.

Das Persönliche in der Weltanschauung bringt es mit sich, daß das Schauen der einzelnen Menschen ein verschiedenes ist. Darum sollen die Majoritäten Achtung vor den Minoritäten haben, sie nicht schlechthin verurteilen oder verachten. Dies schließt nicht aus, daß kranke Weltanschauungen neben gesunden herlaufen; und während die Weltanschauung der Not und des Elends zwar einseitig und fehlerhaft ist, aber begreiflich und duldbar, müssen wir der Weltanschauung des Verbrechers mit Entschiedenheit entgegentreten. Jeden Fehler in der Weltanschauung sollen wir zu verbessern suchen, wie ein Künstler sein Werk verbessert. Nur ein Beispiel: Ordnung und Harmonie beruhen auf Wechselwirkung der Teile, aber Wechselwirkung kann an sich noch nicht Ordnung und Harmonie hervorbringen; dies behaupten zu wollen, wäre ein Fehler. So wenig Wechselwirkung schon Harmonie ist, ist Zusammenhang schon Einheit. — Die Anmaßung, alles verstehen zu wollen, ist der größte der Fehler: er führt zur Stagnation, während die Weltanschauung erobernd fortschreiten soll. Ein wichtiger Maßstab für den Wert von Weltanschauungs-Gedanken ist darin zu finden, ob ihnen die Kraft der Anregung innewohnt oder nicht; und Goethe forderte „ein reines, durchdringendes Anschauen", um uns vor „grillenhaften Meinungen" zu bewahren. —

Die Ideale sind Leitsterne auch für die Weltanschauung. Wohl schwebt über allen Idealen das Verhängnis, daß sie selbst unerreichbar sind, daß wir uns

ihnen nur entgegen bewegen können; sie sind die fernen Grenzen unseres Strebens. Ein solches Ideal ist auch die widerspruchsfreie Weltanschauung, die in Wirklichkeit noch nie erreicht wurde, weil innerer Widerspruch etwas allzu Menschliches ist, dessen Abstreifung nie ganz gelingt. Bei allem Werben um Fortschritt in Erkenntnis und Anschauung bleibt weise Beschränkung in Weltanschauungs-Gedanken uns nicht erspart. Wir müssen verzichten lernen. Aber der Verzicht ist wertvoll, denn er bewahrt uns vor wertlosen Illusionen. Eins der höchsten Ideale der Weltanschauung bleibt der versöhnende Ausgleich zwischen Wissenschaft und Religion; ihm müssen wir nachstreben mit allen Kräften. Denn die Erkenntnis allein genügt nicht als Inhalt unseres Lebens; es muß etwas Heiliges dazukommen, vor dem wir in Verehrung, in Ehrfurcht uns beugen. Nur der Besitz der letzteren führt zum inneren Gleichgewicht. Nur dies Gleichgewicht vermag unsern Geist und unser Herz zu erheben, zu klären, zu beruhigen. In diesem Gleichgewicht ist immer wieder die Entsagung ein Faktor, und Hebbel hat recht, wenn er spricht: „Jeder Versuch, das Welträtsel zu lösen, ist ein Gedankentrauerspiel.“

Den Schluß dieser Betrachtungen mögen folgende Verse Friedrichs des Großen bilden (in der Übersetzung von Lienhard):

Wie schwach dein Geist, ermiß es mit Verzagen,
Anstatt des Himmels Weisheit anzuklagen,
Du stolzer Mensch, aufrührerisch' Atom!
Vielleicht zog der Allmächt'ge diese Schranken,
Um einzudämmen deiner Neugier Strom,
Um klein zu machen durch die Dunkelheit
Den Übermut der menschlichen Gedanken,
Die einen Strahl doch nur des Lichtes tranken,
Wie ihn die Wahrheit gibt von Zeit zu Zeit.

Eins fehlt noch immer dir zur Seligkeit:
Daß deinem schwachen Blick er nicht vertraute
Den ganzen Plan, nach dem die Welt er baute!
Gott hätte, nur daß du ihm Lob gezollt,
Enthüllen sein Geheimnis dir gesollt?!

Woher das Übel kommt? Ach, seine Quelle
Verbirgt sich mir, je mehr ich Fragen stelle!
Was folgt hieraus? Doch nur, daß mein Verstand
In seinem kleinen Kreis ist festgebannt.
Die Meinung, daß der tote Stoff dem Leben
Des Weltenalls den ersten Trieb gegeben,
Scheint mir ein Widerspruch und hirnverbrannt;
Unsinn und ein Problem, das nie wird klar sein.
Zwei Klippen sind's, davor gestellt ich bin!
Es gilt die Wahl! Absurdes kann nicht wahr sein:
Zum Unerklärlichen wend' ich mich hin
Und lass' euch gern dafür den Widersinn.

VIII.

Kultur.

Den Erwerb der Menschheit an geistigen und materiellen Gütern betrachtet man als Maßstab ihrer Kultur. Die Kultur ist auf das praktische Ziel gerichtet, auch wenn sie sich nicht bloß auf den sogenannten Luxus bezieht, d. h. auf eine Lebensführung, die über das allernotwendigste hinausgeht; wenn sie nicht Sättigung und Sinnlichkeit, sondern Kunst und Wissenschaft, sowie Wohlfahrt aller Art in Staat und Gesellschaft als Aufgaben der Menschheit hinstellt. Die Weltanschauung des Kulturmenschen ist selbst ein Stück der Kultur, deren übrige Bestandteile wiederum wichtige Motive für die Weltanschauung abgeben. Kulturgeschichte und Weltanschauung erheben den Menschen trotz aller körperlichen Übereinstimmung mit den Säugern hoch über die Tierwelt, machen ihn zum Repräsentanten eines eigenen Reiches von Lebewesen.

Zwischen Kultur und Weltanschauung bestehen also Wechselbeziehungen. Weltanschauung ist es, die Kultur erschafft, und die aus ihr Nahrung zieht. Aus der Geschichte lernen wir, daß die Kultur der Griechen und Römer, der Inder und Chinesen, daß die christliche Kultur der alten Zeit wie der Gegenwart in erster Linie Ergebnis der Weltanschauung und der Religion, erst in zweiter Linie

eine Funktion der Technik ist und gewesen ist; zugleich aber auch eine Funktion des Grades von Freiheit, der einem Volke wie seinen einzelnen Mitgliedern gewährt war.

Schon durch ihr Selbstbewußtsein stellt sich die Kultur der Natur gegenüber, und der Adel des Kulturmenschen zeigt sich in der Würde seiner Weltanschauung. Einen anderen Menschen als einen Kulturmenschen kennen wir freilich nicht; denn auch die auf der Stufe tiefster Barbarei lebenden Völker zeigen immer schon Züge von Kultur, wie wir solche Züge von den ältesten prähistorischen Menschen kennen, von deren Handlungen fragmentarische Kunde auf uns gekommen ist. Stets haben die Menschen in ihrem Kampfe ums Glück nicht nur die Technik, sondern auch Kunst, Religion und Weltanschauung verwertet, und als wahres Glück des Menschen erscheint immer wieder die Förderung innerer Glückseligkeit durch die Kultur. Der Kulturmensch trachtet nicht nur nach Behaglichkeit des Daseins, sondern nach Verfeinerung seiner Sitten, seines Wortes, kurz, nach Liebenswürdigkeit. In der Kultur gelangen seine Beziehungen zur ganzen Umwelt, zu dem Mitmenschen, zur Gottheit zum Ausdruck.

Trefflich hat Henri Poincaré die Förderung der Kultur durch die Wissenschaft, insbesondere durch die Naturwissenschaft, geschildert („Der Wert der Wissenschaft", S. 120), wenn er sagt:

„Was war der Mensch vor einigen tausend Jahren auf der Erde, und was ist er heute! Einsam inmitten einer Natur, in der ihm alles ein Geheimnis war, bestürzt über jede unerwartete Kundgebung unverständlicher Kräfte, war er unfähig, in der Leitung des Weltalls etwas anderes zu sehen, als Laune; er schrieb alle Erscheinungen der Tätigkeit einer Menge wunderlicher und anspruchsvoller

kleiner Geister zu und suchte sie, um auf der Welt wirken zu können, mit Mitteln zu versöhnen, die denen gleichen, die man anwendet, um die Gunst eines Ministers oder Abgeordneten zu erlangen. Selbst seine Mißerfolge klärten ihn nicht auf, so wenig wie sich ein abgewiesener Bittsteller so entmutigen läßt, daß er seine Gesuche einstellt. Heute bewerben wir uns nicht mehr um die Gunst der Natur; wir befehlen ihr, weil wir einige ihrer Geheimnisse entdeckt haben und täglich neue entdecken. Wir befehlen ihr im Namen der Gesetze, die sie nicht zurückweisen kann, weil es die ihrigen sind; wir verlangen nicht töricht, daß sie diese Gesetze ändert, wir sind die ersten, die sich ihnen unterwerfen."

Kultur bedeutet Fortschritt und wir stehen mitten im Strome dieses Fortschritts. Die wahre Kultur darf aber nicht lediglich abhängen vom Fortschritt der Wissenschaft, sondern sie kann nur Bestand haben bei Ausgleich der Gegensätze zwischen Wissenschaft, Religion und Sittlichkeit. Fortschritt im Wissen allein genügt nicht; wir sollen auch fortschreiten in Pflichtgefühl, Selbstbeherrschung, Wahrheitsliebe und Nächstenliebe; in der Pflege alles Guten und Schönen. Darum darf man von einer christlichen Kultur sprechen, weil das Christentum diese Kulturideale aufstellt. Diese Kultur zeigt uns freilich auch die Möglichkeit des Rückschritts auf dem eigensten Gebiete in mancherlei Übertreibungen, z. B. der Askese. Auch die Kirche gehört zur Kultur, sie ist eine ihrer machtvollsten Einrichtungen; und doch ist die Kirche oft genug kulturfeindlich aufgetreten, hat ihr eigenes Liebeswerk zu greulicher Karikatur verzerrt.

Im kulturgeschichtlichen Bilde der Menschheit fehlt neben den Lichtseiten nirgends der tiefe Schatten. Neben der dem Fortschritt dienenden Ausbeutung der Naturkräfte

finden sich Kulturschäden, z. B. in der Steigerung einer naturwidrigen Lebensweise, in allerlei törichten Genüssen, obgleich durch unsere Zeit ein lebhafter Zug geht, das Leben gerade nach seiner natürlichen Seite auszugestalten; und trotz aller Leistungen in Kunst und Wissenschaft ist die Zahl der Leute nicht gering, deren physisches Bedürfnis im Verbrauch alkoholischer Getränke, deren seelisches Bedürfnis im Kartenspiel gipfelt.

Ein wichtiger Hebel des Kulturfortschritts ist zweifellos die Technik, weil sie die Naturkräfte in den Dienst des Menschengeistes zwingt; doch die Technik selbst ist noch nicht Kultur. Sie ist es so wenig, wie der Gelderwerb und der Geldverkehr, ohne den die gegenwärtige Kultur der Menschheit undenkbar wäre. Im Grunde haben wir die technischen Erfolge unserer Zeit doch der Wissenschaft zu danken, sie sind Früchte, an ihrem Baume gereift; und nirgends entfaltet die Wissenschaft ihre Macht so überzeugend, wie in der Technik. Dabei scheinen mir die Talente der heutigen Entdecker und Erfinder nicht größer zu sein als die in der Urzeit des Menschengeschlechts wirkenden; die Erfindung der Nähnadel, des Keils, des Wagens usw. sind für ihre Zeit nicht weniger genial gewesen als die des Telegraphen und der Photographie für die unsrige. Durch Unterricht überträgt eine Generation von Menschen die erworbenen Kulturgüter auf die nächste. Die Schule ist neben der Literatur daher als wichtigster Kulturträger anzusehen; die Schule in allen ihren Abstufungen, vom Lehrlinge, den der Handwerksmeister unterweist, durch die Volksschule bis zur Hochschule hinauf, bis zum erfahrenen Manne, der zu einem Jünglinge über Lebenskunst spricht.

Die intellektuellen Fortschritte mit Einschluß der technischen dienen dem Menschen zu seiner Stärkung und

Förderung im Kampfe ums Dasein, im Kampfe ums Glück. Aller Gewinn auf diesem Gebiete kann aber zur Gefahr werden, wenn er sich von den Geboten der Ethik emanzipiert. Beherzigenswert ist die Warnung, die uns vor nicht langer Zeit ein hervorragender Naturforscher (A. Fick, Gesammelte Schriften, Band IV, S. 302) mit folgenden Worten zugerufen hat: „Der Kulturfortschritt ist zu keiner Zeit ernstlicher bedroht gewesen als in unserer, wo eine große Zahl von Menschen, die an der Spitze dieses Fortschritts zu stehen berufen wären, in frevelhafter Verblendung den Kampf ums Dasein zum Prinzip der Sittlichkeit machen, der doch das Prinzip des Bösen ist."

Nur geläutert und verklärt von der Nächstenliebe kann der Lebenskampf wahrem Fortschritte dienen. „Gegenseitige Dienstleistung hält die Menschen zusammen", schrieb Friedrich der Große an d'Alembert, und ein Korrelat solcher Pietät von Individuum gegen Individuum ist die Pietät des Individuums gegen die Gattung. Darum ist der Ausbau der menschlichen Gesellschaft ein so gewaltiges Kulturproblem. Im Organismus der Gesellschaft ist das harmonische Zusammenwirken der Teile so notwendig, wie in einem Tierkörper. Bei der Organisation und Verbindung von Menschen zu Familie, Freundschaft, Staat, Vaterland muß der einzelne Opfer bringen für die Erhaltung des Ganzen, er muß sich zugunsten der Gattung eines Teils seines Besitzes, nicht nur an materiellen Gütern und an Macht, sondern auch an Freiheit entäußern. Wie die Natur der souveränen Gewalt ihrer Gesetzlichkeit unterworfen ist, so bedarf auch die menschliche Gesellschaft zwingender Kräfte, um zu bestehen. Gehorchen und Befehlen gehören zur Kultur; der einzelne hat dem Vaterlande Treue bis zum Tode zu leisten, wie er sich dagegen auf die Hilfe des Vaterlandes

verläßt. Nur bei solcher Wechselbeziehung erfüllt im Rahmen der Kulturwelt die freie Persönlichkeit des einzelnen ihre Aufgabe. Der Respekt vor der Persönlichkeit ist es, der wahre Kultur verbürgt, und bei allen großen Leistungen in Wissenschaft, Politik und Kunst fühlen wir die Macht der Persönlichkeit, die sie hervorbrachte. Wer fühlte sich nicht von ihrem Einflusse umwittert, wenn er die Stätten ihrer Wirksamkeit aufsuchte, wie zu Weimar, zu Sanssouci.

Wenn Gesellschaft und Staat ihr Vorbild suchen in den Einrichtungen der Natur, dann kann dies Ziel nur eine Unterordnung sein unter strenge Gesetzlichkeit, die nicht mit sich handeln und spassen läßt; nicht Anarchismus, sondern unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit ist das Wesen der Natur. Die Interessengemeinschaft des Staates ist eine Organisation unter- und übergeordneter Faktoren und Kräfte, die nach festen Gesetzen einander im Gleichgewicht halten. Sie haben nicht nur die berechtigten Strebungen des einzelnen mit denen der Gesamtheit auszugleichen, sondern auch ein richtiges Verhältnis zu anderen Staaten, d. h. zur Gliederung der zivilisierten Menschheit, anzustreben. Überall treten Wechselbeziehungen hervor, auf deren Regulierung und Selbstregulierung es ankommt. Schon im Ameisen- und Bienenstaate zollt jedes Individuum dem Ganzen soviel an Diensten, wie es nur zu leisten vermag. Hier steht das Einzelwesen wie das Ganze unter dem Zwange einer Naturgewalt, die der Staatsgewalt im Bereiche der menschlichen Gesellschaft bis zu einem gewissen Grade vergleichbar ist. Die sozialen Aufgaben der Kultur bewegen sich gegen das Ideal, daß jeder Einzelmensch innerhalb des festen Verbandes der gesellschaftlichen Organisation das höchste für ihn erreichbare physische und moralische Glück finden möge. Um diesem Ziele nahe zu

kommen, bedarf es neben Anspannung der eigenen Kraft, neben Festigkeit und Strenge in Aufrechterhaltung der Organisation auch des der Menschenbrust innewohnenden Mitleids als ausschlaggebender Triebkraft.

Ein Kulturstaat hat Achtung vor der Freiheit der menschlichen Persönlichkeit. Es gibt innere Besitztümer des Menschen, sein Gewissen, seine Überzeugung, sein religiöses Gefühl, die von niemandem, auch nicht von der Staatsgewalt, angetastet werden dürfen. Zwangsweise „Bekehrungen" von Menschen mit den Machtmitteln des Staats sind Barbarei; ein Staat, der darauf ausgeht, kann nicht den Anspruch erheben, ein Kulturstaat zu sein. Dies Kulturprinzip der Freiheit drückte Friedrich der Große in der Weise aus, daß in seinen Staaten jeder auf seine Façon selig werden dürfe. Die nach dem dreißigjährigen Kriege in Österreich mit dem Schwerte durchgeführte Gegenreformation ist ein geschichtliches Denkmal von solcher Barbarei.

Auf der andern Seite ist es mit einer Organisation der Gesellschaft unverträglich, daß die Freiheit des einzelnen in Zügellosigkeit ausarte. Die Freiheit des Menschen kann nur bis dahin unbeschränkt bleiben, wo sie anfängt, schädlich für den Mitmenschen zu werden. Als Schutzmauer gegen solche Ausschreitungen persönlicher Willkür schuf sich der Staat das Recht, und das Recht wurde zu einem Kulturfaktor, ohne den kein Staat bestehen kann. Das Recht straft den Verbrecher und hält verbrecherische Neigungen in den nötigen Schranken; es verhilft, soweit es vermag, dem Betrogenen zu seinem Gut. Im Kulturstaate gilt daher das Recht der Persönlichkeit nur im Rahmen des Rechts der Gesellschaft. Die Handhabung des Rechts soll eine menschlich milde sein, auch das ist ein Gebot der Kultur; eine unbarmherzige Anwendung des Rechts

kann zu unsagbarem Elend führen, und ist damit Rechtsirrtum verbunden, kann es selbst in Verbrechen umschlagen, wie die Justizmorde der Hexenprozesse beweisen.

Auch die Staatskunst gehört zur Kultur. Sie vermag nur auf der Höhe zu bleiben, wenn sie nicht vergißt, daß „alles fließt", daß auch die Menschheitsgeschichte sich abspielt im Rahmen des großen allgemeinen Entwicklungsgesetzes. Jede Entwicklung knüpft an gegebene Zustände an, macht sie zu ihrer Grundlage, von der aus sie vorwärts schreitet; darum dürfen in keinem gesunden Staatswesen die beiden Faktoren des Konservatismus und des Fortschritts fehlen. Der Konservatismus sucht von dem Alten das, was sich bewährt hat, festzuhalten; der Fortschritt sucht neue Bahnen, die dem Zeitbedürfnis und der zeitgemäßen Entwicklung der Weltanschauung entsprechen. Die letztere Partei ist Triebkraft, die erstere Bremse am Staatswagen, und da der politische Weg bergauf und bergab fährt, sind beide unentbehrlich. Am nützlichsten wirken beide vereint, doch das ist nicht leicht durchzusetzen. Wechselt ihr Einfluß, so ist erwünscht, daß die Vorherrschaft des einen Faktors über den andern von nicht zu langer Dauer sei, damit durch die Wechselwirkung beider eine zweckmäßige Selbstregulierung im Betriebe der Staatsmaschine platzgreifen kann. Im Wohle des Staates müssen sich auch gegnerische Parteien immer wieder zusammen finden.

Der Lichtseite der Kultur entspricht eine Nachtseite. „Die Plagen wachsen im Fortschritt der Kultur", sagte Kant. Die Verfeinerung der Technik, die Ausbreitung der Verkehrsmittel, die wachsende Belehrung durch die Tagespresse haben Roheit und Verbrechen nicht hindern können, ja, sie haben solcher Befleckung der Kultur in mehr als einer Richtung Vorschub geleistet. Es gibt nicht nur

Verbrechen einzelner, es gibt auch Verbrechen im großen Stil. Das größte, was auf der christlichen Kultur lastet, ist die Verfolgung und Verbrennung der Ketzer und Hexen, von der wir glücklicherweise annehmen dürfen, daß sie niemals wiederkehren wird. Auch der Krieg ist ein Verbrechen im großen, falls er zur Befriedigung des Ehrgeizes einzelner unternommen wird. Ein gerechter Krieg dagegen, in dem ein Kulturvolk seine heiligsten Güter gegen den frechen Überfall böser Nachbarn verteidigt, steht wie das Recht im Dienste der Kultur. Darum ist es Pflicht eines Kulturvolks, solange gewappnet dazustehen, als es sich von Feinden bedroht weiß, die jeden Augenblick der Schwäche benutzen würden, um darüber herzufallen. Immerhin hat jeder Krieg soviel Elend im Gefolge, daß auch der gerechteste als ein auf der Kultur lastender Fluch anzusehen ist.

Dem Problem des Krieges ist das des Zweikampfs verwandt. Es ist aber insofern ein anderes, als der in seinem Ehrgefühl angegriffene einzelne nicht zur Selbsthilfe zu greifen braucht, weil ihm in der Regel die Rechtsmittel des Staats zur Verfügung stehen, um sich Schutz und Genugtuung zu verschaffen. Im Kulturstaate sollte daher dem Zweikampf zwischen seinen Bürgern mit Entschiedenheit entgegengetreten werden, denn die Konsequenz der Erlaubnis zum Zweikampf wäre das Faustrecht. Es wird sehr selten oder nie ein Fall vorkommen, in dem sich ein Zweikampf nicht vermeiden ließe, wie es auch Pflicht des Staats ist, kein Mittel unversucht zu lassen, um den Krieg, auch den gerechtesten, zu vermeiden.

Noch manche andere Plage lastet auf der Kultur. Der im Kulturleben einer großen Menschenzahl unvermeidliche Kampf um das Dasein, gewiß eine der wichtigsten

Triebfedern des Fortschritts, ist insofern ein Übel, als er den von Natur Schwächeren dem von Natur und an Machtmitteln Stärkeren gegenüber oft hilflos unterliegen läßt. Hier soll die Hilfe des Staats als regulierender Faktor eingreifen. In unserm modernen Kulturleben führt der gesteigerte Wettbewerb zu einer Übertreibung der Arbeit und dadurch zum Ruin des Nervensystems vieler. Das ist ein Zustand, der auf die Dauer nicht ertragen werden kann, der den Untergang einer Nation herbeizuführen geeignet ist.

An weniger augenfälligen Kulturschäden sei noch die Verwüstung der natürlichen Flora und Fauna, dieses Ehrenkleides des Erdballs, zu nennen. In der Umgebung großer Städte sind seltnere Pflanzen und seltnere Tiere kaum noch zu finden. Dampfschiffe, Harpunen und Schießgewehre haben den letzten Narwal getötet, und die Zeit ist wohl nicht fern, wo es den Walen und anderen interessanten Tieren ebenso ergehen wird. Man habe Ehrfurcht auch vor den „Denkmälern" der Natur.

Der Weltgrund besteht in Weisheit und Liebe, das sollten wir nie vergessen. Nur durch die Übung beider können wir unsere Kultur dauernd behaupten. Sehr richtig bemerkt Adolf Fick (l. c. S. 275): „Wenn einmal der Geist der Leugnung aller übersinnlichen Motive des Handelns bei allen Notleidenden, die bei weitem die Mehrzahl der Menschen ausmachen, zum Lebensprinzip geworden ist, dann wird ein Kampf um die materiellen Güter entbrennen, der Zustände herbeiführen muß, gegen die der Zustand eines Indianerstamms als hohe Kultur erscheinen müßte." Seien wir darum stets eingedenk, daß wir Menschen sind, mit menschlichen Schwächen und menschlicher Not belastet, doch auch mit Kräften ausgerüstet, die Not zu überwinden. Die Kulturgeschichte der Mensch-

heit ist eine Erziehungsgeschichte, die uns lehrt, daß Menschenwissen und Menschenwürde nicht in Widerstreit miteinander geraten dürfen. Bei öder Gleichmacherei kann wahre Kultur nicht bestehen; der Mensch soll Ehrfurcht haben vor den Helden und Heiligen seines Geschlechts, und nur die Kultur ist wert, daß sie besteht, die außer Technik, Kunst, Wissenschaft auch Charaktere zeitigt.

Wir kennen den Menschengeist nur als Wirksamkeit oder Funktion, nicht als Substanz; er offenbart sich überall in der Kultur, selbst in ihren Irrwegen und Ausschreitungen. Wir sehen ihn fortschreiten von Jahrhundert zu Jahrhundert, ohne daß eine Schranke ihm Halt geböte. Darum ist es der Kultur eigen, nie vollendet zu sein. Ihre Aufgabe neben dem Fortschritt ist die Selbstbehauptung. Die Geschichte lehrt, daß Kulturen untergingen, daß auf ihren Trümmerstätten neue Kulturen sich entfalteten.

Die Kräfte der Selbstbehauptung fehlten der alten Kultur und damit, wie es scheint, auch die Kräfte zu gesundem Fortschritt; darum sank sie in Trümmer; oder ist es historisches Gesetz, daß jede Kultur einmal altert und stirbt, nachdem sie die Keime einer neuen geboren? Wird auch die christliche Kultur einmal untergehen? Eine Weltanschauung, die zwischen Wissenschaft und Kultur vermittelt, wird es immer geben, und sie weiß auch die Brücke zu schlagen von einer Kulturperiode zur andern.

IX.

Kunst.

Kunst bedeutet Arbeit, wirkungsvolle Arbeit. Sie bedeutet Arbeit, deren Gegenstand und Mittel wir nicht lediglich aus unserm Innern schöpfen können; darum steht Kunst in engster Beziehung zur Natur. Dürer sagte: Die Kunst ist beschlossen in der Natur; wer sie heraus kann holen, der hat sie! Die Kunst ist aber auch abhängig von unserm Schauen, von unserer inneren Eigenart, indem sie Reflexe des Wohlgefallens und der Stimmung in uns weckt. Mit Recht hebt Kant die andere Seite ihrer Beziehungen hervor, wenn er sagt: Lust oder Unlust, die wir beim Anschauen fühlen, liegt nur in uns, nicht im Gegenstande. Dürers und Kants Auffassung vertragen sich miteinander, und zu ihnen mag sich noch Goethe gesellen, der die Kunst eine Vermittlerin des Unaussprechlichen nennt.

Hinter dem Wechsel der Erscheinungen sucht die Kunst ein Bleibendes, Wirkliches. Dabei ist die Kunst älter als Schriftsprache und Wissenschaft, sie gehört zu den ältesten Blüten der Kultur. Im Anfang betrachtete der Mensch genau die Natur, suchte sie im Bilde nachzuschaffen und empfand dabei den Eindruck ihrer Harmonie und Schönheit. Viel später erst fragte er: Was ist Wahrheit? Dies wird unwiderleglich bewiesen durch

die zahlreichen auf uns gekommenen Zeichnungen und Skulpturen der prähistorischen Menschen des Diluviums. Schon die ältere Kunst schöpfte aus feinster Naturbeobachtung, und wohl weniger zur Freude anderer als zu ihrer eigenen zeichneten die altdiluvialen Meister.

Im Kunstwerk ist Leben, ein Hauch von Geist; es will menschliches Empfinden zum Ausdruck bringen. Der Künstler gibt Rechenschaft über seine Gefühle, seine Stimmungen, die tiefsten Regungen seiner Seele. Hält er sich auch strenge an Darstellung der Natur, sucht er die Ordnung und Schönheit der Welt zu verkörpern, so legt er doch stets etwas von seinem Ich, von seinem Herzblut in das Werk hinein. Dies verleiht der Kunst einen symbolischen Wahrheitsgehalt: der Künstler bringt sich selbst dar in seiner Arbeit, er gibt, was er ist.

Erst später verfolgte die Kunst den Zweck, nach außen zu wirken. Sie will und soll Freude spenden, Freude edelster Art. Indem sie uns über den Erdenstaub erhebt, lenkt sie unsern Geist auf das Schöne, sogar auf das Erhabene und nimmt damit ihren Anteil an den Grundlagen unserer Weltanschauung. Ihr verleiht sie den Stil.

Abgesehen von den Darstellungsmitteln der einzelnen Künste hat die Kunst Beziehungen zu den verschiedensten Seiten menschlichen Geisteslebens. So gibt es eine profane, eine religiöse Kunst. Die christliche Kunst baut der christlichen Weltanschauung Tempel auf Höhen, die einen weiten Ausblick gewähren. Solche Kunst zeugt von äußerer wie von innerer Schönheit, mag sie in Malerei, in Skulptur, in Bauwerken, in Musik bestehen.

Weil die Künstler ihre besondere Art haben, die Dinge und die Welt zu sehen, sind wir berechtigt, von einer Weltanschauung der Kunst oder einer künstlerischen Weltanschauung zu sprechen. Die Welt der Künstler ist der

Reflex der Dinge an ihrem Fühlen; sie schaffen sie nach in Tönen und Farben und in hartem Stein. Die Form, in der ein Künstler sein Material gestaltet, offenbart ein Stück seines Geisteslebens. Beim Versenken in ein Werk wahrer Kunst fühlen wir nicht bloß Genuß, sondern es kommt über uns wie eine Art von Erhebung, ja von Erschütterung, falls wir seine Gewalt tief genug empfunden haben. Darum ist Freude an Kunst tiefste Lebensfreude.

Wenn der Künstler das vergängliche Schöne in unvergängliche Gestalten zu bannen sucht, hat er nicht nur mit Konsonanzen, sondern auch mit Dissonanzen zu rechnen. Wie uns in der Natur Grazie und Schönheit der Tiere sehr verschieden bedünken, wo neben dem Roß und dem Adler auch Krokodil und Nilpferd uns begegnen, sind nicht bloß gefällige Linien und gefällige Töne das Ausdrucksmittel des Künstlers. Auch nach Wahrheit trachtet die Kunst, und sie berührt sich darin mit der Wissenschaft, die ihrerseits auch gestaltetes Wissen sein will. So führen beide, die Kunst wie die Wissenschaft, auf Weltanschauungsgedanken.

Während die Wissenschaft niemals ans Ziel gelangt, besitzen wir in der Kunst wie in der Technik Höhepunkte, Gipfel des Könnens, die der Mensch nicht zu übertreffen vermag. Ein solcher Gipfelpunkt der Technik ist die Geige des Stradivarius; sie mag an gleicher Vollkommenheit wieder erreicht werden, allein als Ergebnis der Bemühungen der letzten Jahrhunderte dürfte feststehen, daß das Modell dieses Musikinstruments einer Vervollkommnung nicht fähig ist. Ähnlich steht es mit den großen Meisterwerken der Kunst aus den verschiedensten Jahrhunderten. Freilich bedarf es zu solchem Urteil einer ausreichenden Empfänglichkeit für die Macht der Kunst, denn ein technischer Maßstab ist hier unzulänglich. Das

tritt der abstraktesten Kunst, der Musik, gegenüber am deutlichsten hervor, und die ganz musikalischen Leute sind Sonntagskinder im Anschauen der Welt. Nehmen wir z. B. Bach, Beethoven, Brahms: haben nicht alle drei den Gipfel des Könnens erstiegen? Wer wäre vermessen genug, zu behaupten, daß der eine von ihnen höher stehe, als die beiden andern? Nicht anders steht es in der Skulptur. Unter den Bildwerken der Antike finden wir solche Gipfel; bei Donatello, Michelangelo und bei modernen Heroen der Bildhauerkunst finden wir andere. Die Grenzen menschlichen Könnens sind hier erreicht worden. In der Malerei sei an Tizian, an Rembrandt, an Böcklin und Lenbach erinnert. Man möchte sagen, daß die Weltanschauung eines Künstlers uns am vertrautesten wird in der Malerei, wo Form und Farbe als Ausdrucksmittel wirksamer sind, als in der Bildhauerei mit ihrem auf Stein und Erz beschränkten Material. Tizians Schauen tritt uns in seinen Jugendwerken, wie dem Zinsgroschen, der „himmlischen und irdischen Liebe", mit leuchtender Klarheit entgegen, und es zeigt sich vertieft und gereift in seinem erhabenen Alterswerk der Kreuzabnahme; Schauen des Menschlichen und des Göttlichen zugleich schlingt sich hier ineinander. Vielleicht wird man dies auch von Michelangelos Moses und von Lederers Bismarck sagen können; dennoch berührt uns der Stein fremdartiger als die Leuchtkraft der Farben. Letzten Endes muß freilich das Genie des Künstlers den Ausschlag geben.

In der bildenden Kunst haben die Porträts stets besonderen Reiz gehabt. Aus ihnen blickt Weltanschauung, falls große Künstler, wie Tizian, Raffael, Rembrandt, die englischen Meister, Lenbach, sie hineinzulegen verstanden. Und was wissen Porträts nicht alles zu erzählen, wodurch unsere Weltanschauung beinflußt würde! Dort

schreitet eine Frau in vornehmer Haltung durch reinste Luft über eine blumige Wiese hinweg, das kluge Haupt zum Beschauer wendend; die Wolken darüber wetteifern an Leichtigkeit mit der schwebenden Gestalt; ein ernster Hintergrund von dunklen Bäumen. Hier die Mutter mit dem Kinde: strahlendes Glück, unsagbare Lebensfreude, Augen und Händespiel beider rufen: O Welt, wie bist du doch wunderschön! Dann der Jüngling im Seidengewande, eine Lyrik der Farben; unwillkürlich denkt man an die besten Sachen von Goethe, Heine, Franz Schubert; in dem Bilde ist ein stiller, packender Zauber durch Farben verkörpert, ist Wahrheit als Dichtung, ist Dichtung als innige Wahrheit gepredigt. Endlich die reifen Männer mit großem Namen oder auch ohne einen solchen, wie sie uns z. B. Rembrandt und Lenbach hinterließen: aus ihren Bildnissen blickt uns gesunde oder geniale Tatkraft entgegen, sichere Lebenskunst, Vertrauen auf die eigene Stärke. Dazu ein Gegenstück: Tizians Bildnis von Papst Paul III., das uns anschaut „wie ein alter Wolf", um mit Taine zu sprechen. Es ist das Leben, was in all diesen Bildern verkörpert wird.

Schöneres als ein griechischer Tempel ist nie gebaut worden; mit seinen Säulen, deren Motiv die Stämme der Palmen sind, bedeutet er einen Höhepunkt der Baukunst. Dasselbe gilt von den Meisterwerken der Gotik, deren Stil sich gleichfalls an die Natur anlehnt, an das hallenförmige Gefüge unserer Buchenwälder; auch vom romanischen Kuppelbau. Das ist eine Trilogie religiöser Baukunst. Unter den Werken profaner Kunst steht der Florentiner Palastbau obenan, er ist nie übertroffen worden. — Aus allen diesen Werken spricht Weltanschauung zu uns; die redet aber auch aus den Bauwerken der Ägypter, der Inder, der Chinesen, der Araber.

Durch die Kunst des Wortes wird Weltanschauung am leichtesten und am unmittelbarsten verkündigt. Es gilt das von Gedichten so gut wie von Prosa. Die Werke Homers, Äschylos, Aristophanes, Dantes, Shakespeares, Goethes usw. kleiden Weltanschauung in künstlerisches Gewand. Alle diese großen Schöpfungen zeigen die Persönlichkeit des Dichters als Kernpunkt ihrer Weltanschauung; die Persönlichkeit meistert und durchdringt ihr Objekt. Wenn Verse Kunstwerke sind, sollte Prosa es nicht weniger sein. Ein Meister der Prosa, Fr. Nietzsche, gebot: „Man soll an einer Seite Prosa arbeiten, wie ein Bildhauer an einer Skulptur." Ein anderer, Maupassant, fordert, man solle keinen Satz dem Druck übergeben, ohne ihn solange hin und her gewendet zu haben, bis der beste Ausdruck gefunden ist; nie dürfe man in dieser Hinsicht ein Kompromiß mit sich selbst schließen. Leider wird unausgesetzt im kleinen wie im großen gegen diese Regeln gefrevelt, und die Schule, deren Aufgabe es doch wäre, scheint mir der immer weiter um sich greifenden Stillosigkeit nicht genügend entgegenzuwirken. Jedes Stück Prosa, das zum Druck gelangt, sollte ein wenn auch bescheidenes Kunstwerk sein. Wäre dies der Fall, so lastete auf unserm Zeitalter nicht der Fluch, ein Schlammvulkan von Buchdruckerschwärze zu sein. Ich spreche nicht nur von der sogenannten schönen Literatur, den Romanen und Erzählungen, sondern auch von der wissenschaftlichen. Auch in dieser sollte kein unnötiges Wort geduldet werden, sollten Schönheit und Klarheit sich verkörpern, sollte das Lesen zum Genuß werden. Die Kunst, klar zu schreiben, besteht darin, daß man einfach redet, daß man sich in die Seele des Hörers versetzt und danach die Worte wählt. Man kann sich in jeder Wissenschaft deutlich ausdrücken auch ohne Wortschwall und

Wust von Fremdwörtern. Man tut aber häufig das Gegenteil, und gerade die mir näher stehenden Wissenschaften haben abschreckende Beispiele dafür aufzuweisen. Da wird oft so unanschaulich und so unkünstlerisch geredet wie nur möglich; man watet geradezu im Flugsande der Fremdwörter und der geschraubten Redewendungen, so daß uns der Seufzer aufsteigt: Des Schweigens Kunst wäre besser! Dergleichen ist um so bedauerlicher, wenn es sich um wertvolle Gedanken handelt, die in ungenießbare Hüllen eingewickelt werden. Es scheint, man habe Goethes nachstehende Worte vergessen, darum setze ich sie nocheinmal hierher:

Und wenn's euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nötig, Worten nachzujagen?
Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.

Allerdings blinkend müssen die Fremdwörter manchen Lesern vorkommen; denn sie lassen sich dermaßen von ihnen blenden, daß sie ein Schriftstück gerade wegen solcher Leistung zu bewundern imstande sind, daß sie von der Tiefe eines Denkers sprechen, wo der Unbefangene schon an der Verworrenheit oder Mißgestalt der Sprache Schiffbruch leidet. Bei der Fülle der Tagesliteratur würde jeder Verfasser einer wissenschaftlichen Druckschrift ein Werk der Barmherzigkeit tun, wenn er ein wenig auf Wortkunst hielte.

Freilich ist einzuräumen, daß es manchmal nicht so sehr darauf ankommt, was gesagt wurde, noch wie es gesagt wurde, sondern wer es gesagt hat. Daher leiht die Wucht der Persönlichkeit dem Zitate seinen Wert,

auch wenn das Wort selbst sich vielleicht hätte schöner gestalten lassen.

In der gedruckten Prosa wie in der Rhetorik kann von einer Kunst der Schlichtheit gesprochen werden; anderseits von einer Kunst der Dialektik, die an geeigneter Stelle auch das Pathos zu wirkungsvoller Anwendung bringen mag; nur Kniffe der Dialektik sind immer verwerflich. Die Geißel der Satire oder bei verfeinertem Empfinden die Ironie sind an richtiger Stelle wirksame Kunstmittel. Die schönste Gabe des Wortkünstlers ist aber der Humor, der allerdings nur wenigen gegeben ist. Die Kunst des Humors braucht sich nicht auf die Form zu beschränken: es gibt auch eine Weltanschauung des Humors, als deren erste Meister Fritz Reuter und Wilhelm Raabe zu nennen sind.

Die Kunst bemüht sich, nicht nur das Schöne, sondern auch das Wahre zu gestalten, und beide, Wahrheit wie Schönheit, haben ihre Grundlage in unserer Seele. Dennoch sind wir berechtigt, von Schönheit der Natur zu sprechen, von der Schönheit einer Landschaft, eines Tiers, einer Pflanze, eines Edelsteins. Obgleich diese Schönheit erst in unserm persönlichen Schauen geboren wird, wird ihre Empfindung doch ausgelöst durch die Eigenart der natürlichen Gegenstände rings um uns her. Die Pracht der Naturerscheinungen, der Zauber ihrer Farben, Töne und Düfte, existiert als solche in der Natur, wie sie ohne uns besteht, nicht; sie ist ein Erzeugnis unseres fühlenden und anschauenden Geistes. Wohl aber wird sie bedingt durch Ätherschwingungen, Luftwellen, Verbreitung chemisch definierbarer Stoffe in der Atmosphäre, und sobald z. B. die letzteren ein wenig anders zusammengesetzt sind, erregen sie unsern Ekel, und wir sprechen von Gestank. Das Schöne in der Natur zu schauen, ist schon Kunst; das

lehrt jeder Landschaftsmaler, das lernt man selbst im Laufe der eigenen Entwicklung. Wir sind gewohnt, in der Natur, wenigstens im Bereich der lebendigen Schöpfung, überall Zweckmäßiges zu sehen, durch dessen Nutzen sich das Leben erhält. Die biologische Wissenschaft fragt bei jedem Blattzahn, bei jedem Haarfleck auf der Haut eines Tiers: Wozu dient das? Als Wissenschaft hat sie aber verlernt, nach der Schönheit der Dinge zu fragen, und nur in Darwins Lehre von der geschlechtlichen Zuchtwahl, die aber auf das Pflanzenreich keine Anwendung finden kann, ist davon die Rede. Dieser Einseitigkeit möchte ich folgende Betrachtung eines originellen Denkers gegenüberstellen. In seinem „Blaubuch" schreibt August Strindberg:

„Die ganze berühmte Entwicklungslehre geht insgeheim darauf aus, daß sich die Schöpfung selbst geschaffen habe, und nicht von einem Gott gemacht sei. Nun war es nichts Neues, daß das Werk der Schöpfung allmählich vor sich gegangen ist; schon im ersten Kapitel der Genesis steht, daß eins nach dem andern geschaffen wurde. Und daß Rom nicht an einem Tag gebaut ist, hat Krethi und Plethi immer gewußt. Ich las in einer Eilehre, daß die Eier aller Vögel anfangs weiß gewesen wären (woher weiß der Autor das?), als sie, wie die Eier der Schlangen, auf Dunghaufen gelegt wurden. Als die Vögel im Freien zu bauen anfingen, verfielen sie darauf, ihre Eier bunt anzumalen, damit sie unter Laub und Zweigen nicht zu sehen seien. Angenommen (was unsinnig ist), die Vögel könnten färben, so fragt man: Wie fixierten sie die Malereien? Denn die sind beständig. Und wie machen sie es, um mit Blutpigment das Ei in der Gebärmutter zu färben? Das weiß man nicht; aber man wagt die Behauptung. — Nun kann man ebensogut beweisen, daß ein bewußter Schöpfer die Arten entstehen

ließ und dabei wie der Bildhauer mit den Skizzen anfing. Aber der Schöpfer suchte nicht bloß Nutzen, sondern auch Schönheit; denn er war auch Künstler. Die Schönheit der Blumen ist keine Fliegenfalle, die Flügel des Schmetterlings sind nicht die eines Lockvogels, die Windungen und Farben der Schnecke kein Aphrodisiacum, sondern das Schöne ist um seiner selbst willen schön. Das ist unbegreiflich für die Wissenschaft, die nicht das Schöne sieht, sondern nur den Nutzen. Die Philister der Wissenschaft haben die Wissenschaft erniedrigt."

Alle Kunst ist Besitz des Menschen, und sie geht schließlich auf in dessen Lebenskunst. Wenn die Lebenskunst des einzelnen Mannes darin besteht, daß er ein ganzer Kerl sei, so hat in der Lebenskunst der Gesellschaft einer auf den andern Rücksicht zu nehmen, damit einer den andern verstehen lerne. In Goethes Lebenskunst war Höflichkeit des Herzens das vornehmste Stück. Aus ihr lernen wir kämpfen gegen das Selbstsüchtige, das Niedrige, das Gemeine, wie jede wahre Kunst der Verwilderung und Verrohung des Gefühls und Geschmacks entgegenwirken soll. In der Lebenskunst spricht immer der Wille und das ihm entspringende praktische Handeln mit, und in unserer christlichen Kultur werden Wille und Handeln gestellt unter das hohe und allgemeine Gebot: Kindlein, liebet euch untereinander!

Solche Gesinnung soll den Menschen nicht etwa in süßliche Empfindelei lullen; er soll auch zum Schwert greifen, wenn es seine heiligsten Güter gilt. Luthers Gang nach Worms und die Heldentaten der Reiter von Mars la Tour oder Sedan sind auch aus dem Geiste der Liebe und der Treue entsprungen.

Die Kunst der Weltanschauung sollte aus der Liebe zur Harmonie, der Liebe zum Schönen und zum Frieden

geboren sein; das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit geht damit Hand in Hand, auch wenn es im Kampfe sich durchsetzen muß. Der wahre Künstler der Weltanschauung treibt mit seinen Ideen nicht Propaganda; er verkündet sie, wie der Vogel sein Lied von den Bäumen singt. Die Kunst der Weltanschauung hat die meisten Berührungspunkte mit der Dichtkunst. Eine Weltanschauung, die nicht mit Künstlerlust schafft und nicht dichterisch gestaltet, wird wenige befriedigen; sie ist öde und langweilig. Kaum wird es der Erinnerung daran bedürfen, daß eine Dichtung nur Wert hat, wenn sie Wahrheit in künstlerisches Gewand kleidet, daß darum auch Weltanschauung stets nach dem Leitstern der Wahrheit zu blicken hat. Die erhabensten Beispiele von Weltanschauungs-Kunst, wie Goethes Faust und Reuters „Stromtid", können Richtlinien geben auch für ein künstlerisches Anschauen der Natur, worin Alexander von Humboldt vorbildlich vorangegangen ist, und auf das keine Weltanschauung verzichten darf.

X.

Die Kunst des Schauens.

Die Meister der bildenden Kunst und der Dichtkunst sind Vorbilder für die Kunst der Weltanschauung, für die Methode des Schauens. Es handelt sich um eine künstlerische Art, die Welt zu betrachten, im Schauen nach außen und im Schauen nach innen. Die Weltanschauung ist eine letzte Synthese, weil sie sowohl mit den Anschauungsbildern selbst wie mit den daraus erworbenen Begriffen arbeitet. Sie gibt der Vernunft Anregung zu Ideen, die ihrerseits wieder befruchtend zurückwirken auf das Erkennen und das Anschauen, und die in Verbindung mit dem Gefühl und dem Urteil über Wert oder Unwert der Dinge die Stellung des Menschen der Welt gegenüber bestimmen.

Künstlerisches Sehen ist Schaffen, auch wenn es nur ein Nachschaffen ist, und geistiges Schauen ist ein Stück „ästhetischer Urteilskraft", um den Ausdruck Kants zu gebrauchen; Goethe nennt die Kunst einen ästhetischen Imperativ. Wenn an die Weltanschauung künstlerische Ansprüche zu stellen sind, sollte jeder sich der Selbsterziehung zu künstlerischem Geschmack befleißigen; denn auch der Geschmack ist ein Teil der Kunst. Schon darum ist die Weltanschauung Kunst, weil in jeden Versuch zu ihrem Erwerb und ihrer Ausgestaltung ästhetische Motive hineinspielen.

Die Weltanschauung will gestalten, will das Erschaute künstlerisch in Vorstellung und Denken nachbilden. Es ist dies das allgemeine Problem der Kunst. Darum gehört zum Aufbau einer Weltanschauung ein gewisser Grad von Anlage oder Talent, der sich durch Übung steigern läßt und ein nach und nach sich verfeinerndes künstlerisches Gefühl zum Ausdruck bringt. Wie jede Kunst, soll auch die Weltanschauung schöpferisch und aufbauend sein und dabei so wenig abstrakt wie nur möglich.

Die Kunst der Weltanschauung ist Kunst des Schauens, eines gestaltenden Schauens; sofern sie denkt, ist ihr Denken ein anschauliches. Sie wirkt nicht durch Farben und Töne und durch harten Stein, sondern durch Verstand, Vernunft, Gefühl und Gestaltungskraft, die einander stützen und ergänzen, und sie hat mit der Wissenschaft gemein, daß sie fortschreitet, ohne endgültig zu sein. Wohl mag der einzelne einen Abschluß seiner Weltanschauung finden oder zu finden glauben; die Menschheit gelangt nie an dies Ziel. Aus dem Dämmerlicht prähistorischer Zeiten schritt die Weltanschauung der Menschen weiter von Stufe zu Stufe bis in die Gegenwart, und dieser Prozeß setzt sich fort in die Zukunft, ohne daß ein Ende abzusehen wäre. Indem der Mensch seine Augen weit öffnet, webt er seine Erfahrung und seine Gedanken über diese Erfahrung ineinander, als wären es Töne oder Farben; und in der Verknüpfung aller seiner Erlebnisse zu vernünftiger und harmonischer Einheit wirkt er als schöpferischer Künstler. Das *Weltbild* wird von der Wissenschaft gezeichnet; in künstlerischem Schauen gestaltet der Mensch seine *Weltanschauung*. Unwillkürlich macht sich hierbei der Einheitsdrang geltend, das Gebot, im Vielen die Einheit zu suchen. Doch nur als Gedankengebilde ist eine solche Einheit möglich, da in

der Natur wie im Innenleben des Menschen nur mosaikartig aneinander gereihte Einzelheiten als Erfahrungsbilder gegeben sind. Alle Darstellung geistigen Schauens steht aber im Banne einer solchen Tendenz zur Einheit, und in dieser Einheit gelangt die Persönlichkeit des Schauenden zur Geltung; wenn wir das, was wir um uns blickend wahrnehmen, nicht vom Zentrum der Persönlichkeit aus einheitlich gestalteten, wäre die Weltanschauung nicht Kunst. Indem der Mensch Anschauung und Denken in ein richtiges Verhältnis zueinander setzt, wird er auch zum Gedankenkünstler, wie der Dichter ein Künstler des Wortes ist. Auch Gedanken können und sollen Gestalt gewinnen in symbolischen Formen. Es führt dies zu einer Gedanken-Architektur, deren Stil und Material durch die Persönlichkeit in ihrer Wechselbeziehung zur Umwelt und zu den Zeitumständen bestimmt wird. Wie sich beim Künstler die Beschränkung durch angeborene Begabung eint mit der Freiheit des Schaffens, so geschieht es auch in der Weltanschauung. Und wie der Künstler in seinem Werke eine Idee verkörpert, dringt auch in der Weltanschauung der Blick des Menschen durch der Erscheinungen Fülle hindurch bis zu den Ideen, die hinter ihnen liegen. Damit gelangen wir zum harmonischen Anschauen der Welt und zugleich zum Schauen der Ordnung in der Welt.

Wenn der Erwerb und der Ausbau einer Weltanschauung der Schaffung eines Kunstwerks ähneln, so unterstehen Weltanschauung wie Kunstwerk den gleichen Gesetzen und Geboten. Unter diesen ist das Gebot der Ehrlichkeit hervorzuheben. Dies scheint selbstverständlich zu sein, indes hat nicht jeder danach gehandelt. Ich verstehe darunter, daß die Weltanschauung sich frei zu halten weiß von Tendenzen aller Art, die auf die beabsichtigte Ausbreitung von Einfluß und Macht einer bestimmten

Weltanschauung zielen. Jede Weltanschauung darf nur wirken wollen durch ihr eigenes Schwergewicht, durch ihren inneren Wert, doch niemals tendenziös zur höheren Ehre oder zur Erweiterung der Macht dessen, der sie vertritt. Ein anderer Feind einer freien Weltanschauung ist die Suggestion, die dann als Autosuggestion weiter wirkt, und deren liebste Einflüsterung darin besteht, zu rühmen, wie herrlich weit wir es gebracht. Jede ehrliche Weltanschauung führt dagegen zur Demut, die weiß, daß das Gebiet des Erkannten sehr klein ist im Vergleich zum Gebiete des Unerkannten. Glaubt die Weltanschauung zu einem positiven Ergebnis gelangt zu sein, hat sie sorgfältig alles einander gegenüber zu stellen, was für oder wider solche Erkenntnis spricht, und daraus wunschlos das Fazit zu ziehen, mag es auch in Entsagung und in einem Verzicht auf eine endgültige Entscheidung der Frage bestehen.

Da sie Kunst sein will, gehört zu den wichtigsten Arbeitsmitteln der Weltanschauung die Phantasie. Aber während den meisten Künsten alles erlaubt ist, was die Phantasie nur irgend hervorzaubern kann, darf die Weltanschauung der Phantasie nicht die Zügel schießen lassen, sie darf ihr nie so weit nachgeben, daß sie sich dadurch in Widerspruch setzt mit den Ergebnissen der Wissenschaft. Eine Weltanschauung, die ihre Einbildungskraft nicht zu meistern weiß, diese „beweglichste und zugleich gefährlichste aller menschlichen Gemütsgaben“, um mit Herder zu sprechen, wird sich bald in Irrtümer verstricken und geradewegs in Aberglauben ausmünden können. Der menschliche Unfehlbarkeitsdünkel zeigt deutlich, wie leicht eine Weltanschauung an solcher Klippe zu scheitern vermag. Und wenn immer wieder hervorgehoben wurde, daß wir die Welt in Freiheit anschauen sollen, so handelt

es sich dabei in erster Linie um die Freiheit von Vorurteilen. Daß solches Freiheitsbewußtsein keine Tyrannei der Schlagworte und der Phrase duldet, versteht sich von selbst.

Neben richtiger Zügelung der Phantasie hat der Schauende die rechte Distanz zu halten, um nicht die Perspektive zu verlieren. Eine Maulwurfs-Perspektive taugt nicht viel, die Perspektive des Adlers ist besser. Will jemand von der Schönheit und Harmonie eines Bauwerks sich Rechenschaft geben, so tritt er nicht mit der Lupe heran, um die Körnelung des Gesteins vergrößert zu sehen, noch mit dem chemischen Reagens, um festzustellen, ob Granit oder Kalk vorliegt, sondern er hält auf Abstand, um Anschauung vom Ganzen zu gewinnen. Die Einzeluntersuchung mag ergänzend hinzutreten — das Gesamtbild bleibt Hauptsache. So steht es auch mit dem Problem der Weltanschauung. Man mag die Perspektive wechseln nach Bedarf, man mag weiter zurück oder näher herantreten, stets wird der Eindruck, das Erfassen des Ganzen die eigentliche Aufgabe bleiben.

Wenn die Weltanschauung ihre Bausteine aus Natur, Menschheitsgeschichte, Ethik usw. künstlerisch zusammenschauen und damit einheitlich gestalten, zueinander ins Gleichgewicht setzen will, so fordert neben den vorgestellten Bildern die Seelenstimmung des Anschauenden ihr Recht. Nicht nur im Zusammenwirken von Vernunft und Gefühl, sondern auch in der Konkurrenz von Wille, Temperament und Gemüt sehen wir die Dinge. Jeder unserer Blicke enthält schon ein wenig von unserm eigenen Temperament, unserer geistigen Eigenart. Unsere Art zu schauen ist immer eine individuelle, persönliche; darin liegt einerseits der künstlerische Reiz einer Weltanschauung, anderseits eine Entschuldigung für die darin enthaltenen Fehler.

Denn Fehler macht jeder, der die Welt anschaut, er mag es anfangen, wie er will. Fehlbarkeit gehört zum Wesen des Menschen, Unfehlbarkeit wäre übermenschlich; tatsächlich gehört sie in den Bereich der Utopie.

Stets führt das Schauen, und zwar unwillkürlich, zum Gestalten, so daß Schauen und die Aneignung des Geschauten durch Gestaltung sich kaum voneinander trennen lassen; die Persönlichkeit des Schauenden verbindet das Geschaute zur Einheit. Das Viele und Mannigfaltige unsrer Umgebung nicht nur in Abstraktion, sondern in konkreter Einheit zusammenzuschauen, ist die größere Kunst. Diese Einheit führt zur Harmonie, zum Stil der Weltanschauung. Eine Weltanschauung ohne Stil wäre kunstloses Umherstümpern im Stoff, kein einheitliches Bemeistern desselben. Wie der Blick unbefangen sein soll, sei die Gestaltung einfach, doch so, daß die Weltanschauung der Anmut nicht entbehrt. Eine Weltanschauung in Roheit und eine Weltanschauung in Schönheit stehen als unversöhnliche Gegensätze einander gegenüber. Bei gutem Willen ist die Selbstzucht des Geschmacks nicht so gar schwer. Eine sonnige Weltanschauung sollten wir alle erstreben, uns befreien von den dumpfen Nebeln des Mißmuts und der Unzufriedenheit, des Pessimismus. Gibt man sich Mühe, so gelingt es, die Lichtseiten des Daseins vor den Schattenseiten hervortreten zu lassen, und damit haben wir gewonnen.

Das Wort Weltanschauung darf man nicht wörtlich nehmen, denn vom Weltall kann niemand eine Anschauung haben; es bezeichnet nur die Sphäre allgemeiner Interessen, die der Blick des einzelnen zu umspannen vermag. Auch hier gilt, wie in jeder Kunst, der Satz: in der Beschränkung zeigt sich der Meister! Wir sollen die Anschauung zu beherrschen, zu meistern suchen, und das

können wir nur, wenn wir ihre Ausdehnung einschränken und unsere Aufmerksamkeit auf das Wichtigere konzentrieren. Zwar soll unser Schauen ein künstlerisches sein in Verbindung mit wissenschaftlicher Schärfe; es wird dennoch der Akzent bald mehr auf die künstlerische, bald mehr auf die wissenschaftliche Seite des Schauens gelegt, und der größte Teil der Objekte verträgt beide Betrachtungsweisen. Ein Beispiel statt vieler. Die Energie läßt sich wissenschaftlich ausreichend definieren als die Fähigkeit, mechanische Arbeit zu leisten; eine wissenschaftliche Definition der mit der Energie eng verbundenen Entropie als Entwertung, Zerstreuung, Ausgleichung der Energie läßt sich kaum anders geben als in ziemlich komplizierter mathematischer Formel. Ein zeitgenössischer Physiker gab einem Vortrage über Energie und Entropie die Überschrift: Die Weltherrin und ihr Schatten. (F. Auerbach.) Das war künstlerische Anschauung und künstlerische Ausdrucksweise; dieselbe in den Stil von Wilhelm Busch übersetzend, könnte man auch sagen: Die Magd für alles und ihre zerbrochenen Scherben. — Eine Verbindung wissenschaftlichen und künstlerischen Schauens ist daher wohl möglich; beide können zu gegenseitigem Vorteil einander ergänzen. Wissenschaftliche Treue bei künstlerischer Erfassung und Durchdringung der Natur, künstlerisches Schauen bei eingehender wissenschaftlicher Zergliederung können zusammen bestehen und förderlich sein für eine über den Alltagsstandpunkt sich erhebende Weltanschauung.

Schon in der Wissenschaft ist das Schauen bald ein mehr künstlerisches, bald ein mehr handwerksmäßiges. Im Bereiche des Lebens z. B. hängen die Erscheinungen sowohl kausal wie final zusammen, und ein künstlerischer Blick umspannt beide Sehfelder. Denken wir an die zweckmäßige Organisation des menschlichen Körpers. Ge-

wiß ist es verdienstlich und wissenschaftlich unerläßlich, allen Kausalbeziehungen im Organismus bis auf die letzten Abhängigkeitsverhältnisse nachzuspüren; aber wenn Leute, die sich mit einer gewissen Selbstgefälligkeit „Kausalforscher“ nennen, die Hervorhebung der Finalbeziehungen, d. h. der Zweckmäßigkeit und Harmonie im Organismus, verpönen wollen, so beschränken sie sich damit selbst auf den Handwerker-Standpunkt, dem es versagt bleibt, das verschlungene Getriebe der Kausalbeziehungen einheitlich zu überblicken, was nur dem insofern künstlerisch urteilenden Verstande gelingt, als er die Zweckmäßigkeit im Zusammenwirken der Teile erschaut. Es gibt ein Gleichnis, das, wenn ich nicht irre, bis auf das Altertum zurückgeht, wodurch das hier angedeutete Verhältnis zwischen kausaler und finaler Betrachtung in trefflicher Weise verdeutlicht wird. Ein Teppich zeigt ein gewebtes Bildnis. Wer eine richtige Anschauung vom Teppich gewinnen will, betrachtet sowohl die Vorderseite wie die Rückseite des Gewebes. Den einseitigen „Kausalforscher“ dagegen interessiert nur die Rückseite, auf der er erkennen kann, wie die einzelnen Fäden geknüpft sind. Die Vorderseite, auf der die Fäden final zum Bildnis zusammenwirken, ist ihm gleichgültig.

Reizend ist folgende Ausführung in Ernst Machs „Vorlesungen“ über die Frage: Wozu hat der Mensch zwei Augen?: „Sollten Sie mit dieser Frage an einen modernen Naturforscher geraten, so können Sie von Glück sagen, daß Sie mit dem bloßen Schreck davonkommen. Entschuldigen Sie, mein Fräulein! spricht er mit strenger Miene, der Mensch hat seine Augen zu gar nichts; die Natur ist keine Person und daher auch nicht so ordinär, irgend welche Zwecke zu verfolgen. Das ist noch nichts! Ich kannte einen Professor, der hielt seinen Schülern vor

Entsetzen das Maul zu, wenn sie eine so unwissenschaftliche Frage stellen wollten." Mach spricht dann weiter vom Verbot der orthodoxen „naturwissenschaftlichen Kirche", so zu fragen. Bekannt genug ist ja, daß die „reinen Kausalforscher" das Dasein des Menschen auf „Entwicklung im Kampf ums Dasein" und letzten Endes auf den Zufall zurückführen wollen. Adolf Lasson bemerkt dazu: „Wir lächeln über die kindlichen Ausschreitungen der Theologie des Jahrhunderts der Aufklärung, das Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit nicht auseinander zu halten vermochte. Was ist das aber alles gegen eine Theorie, wonach die Vernunft durch einen Zufall oder eine Reihe von Zufälligkeiten in die Welt oder zur Welt gekommen sein soll!"

Ja, die „Philister der Wissenschaft", um noch einmal Strindbergs Ausdruck zu gebrauchen, können sich an der Handwerksmäßigkeit ihres Standpunktes im Schauen und Denken nicht genug tun. Wir aber wollen uns durch die Analyse, die im Grunde Zertrümmerung und Zerstäubung ist, die Freude an der Harmonie und der Schönheit der Dinge nicht rauben lassen, die sie als Ganzes besitzen, und die wir in künstlerischem Schauen aufzubauen vermögen.

Ein anderer Feind künstlerischen Schauens, das nur in Freiheit gelingt, ist der Autoritätsglaube, dessen Götzen, mögen sie sich wissenschaftliche oder kirchliche Dogmen nennen, uns durch Suggestion zu beeinflussen suchen, uns Vorurteile einflüstern oder, wenn wir sie schon hegen, diese in uns befestigen möchten. Gewiß sollen wir Ehrfurcht haben vor jeder wahren Autorität, um so entschiedener aber das Tyrannenjoch aller falschen Autoritäten abschütteln, die mit dialektischen Mitteln aller Art auf uns einzuwirken streben. Schon Kant sagte von den Dialekti-

kern, daß sie nur vorbringen, was sie über eine Sache glauben, ohne jemals die Sache selbst zu beweisen. Wo immer im Bereiche der Menschheit uns der Anspruch auf Unfehlbarkeit entgegen tritt, ist er ein sicheres Anzeichen dafür, daß wir es mit einem falschen Autoritäts-Götzen zu tun haben, möge er sich auch nur als Allmacht des menschlichen Verstandes im Begreifen und Erkennen der Natur vorstellen. Wohl gilt die Regel, daß wir der Natur gegenüber in unsrem Schauen und Denken so handeln müssen, als ob alles begreiflich und erkennbar wäre, weil wir sonst in Gefahr geraten, in unserm Forschungseifer zu ermatten. Aber die dogmatische Behauptung von der Erkennbarkeit der Natur bis in die letzten Falten hinein führt nicht zu wahrer Erkenntnis, sondern zum Aberglauben der Selbstüberschätzung.

Unsere Anschauungskraft und unsere Urteilskraft ringen vereint nach Ausdruck, nach Formeln für das, was wir wahrnehmen. Dieser Ausdruck unseres Schauens soll künstlerisch herausgearbeitet werden. Damit gestalten wir Bilder, Naturbilder, Weltbilder; und an diese Bilder ist nicht nur wissenschaftlicher, sondern auch künstlerischer Maßstab anzulegen. Ohne Dichtung gibt es keine Weltanschauung, ja, man kann sagen, Weltanschauung ist Dichtung; nur ein Dichter kann sie schaffen, und doch braucht die Dichtung an keinem Punkte vom Pfade der Wahrheit abzuirren. Die Kunst des Schauens besteht darin, das Wahre im Gewande der Dichtung zu schauen, die Richtigkeit der Tatsachen mit ästhetischer Befriedigung zu einen. Damit kann nur ein Ideal der Weltanschauung aufgerichtet werden, dem wenige Menschen nahe gekommen sind; ja nur zu viele blieben Stümper in der Kunst der Weltanschauung. Über sein Vermögen hinaus kann nie-

mand etwas leisten, und auch in der Weltanschauungskunst bleibt der Mensch das Maß aller Dinge. Man ist versucht zu sagen, daß durch ihre Unvollkommenheit, durch ihren Abstand vom Ideal jede Weltanschauung zur Tragödie wird. Ein Gebot aber kann jeder zu erfüllen trachten: Er strebe nach Klarheit im Schauen und Klarheit im Denken; beides halten wir nur klar durch immerwährende Selbstkritik. Klarheit ist unerläßliches Erfordernis für die Kunst der Weltanschauung.

In alten Zeiten gab es Seher und Propheten: aus Tatsachen der Vergangenheit und der Gegenwart glaubten sie die Zukunft enthüllen zu können. Sie bedienten sich dabei des Kunstgriffs, ihre Zukunftsbilder so dicht in mystischen Nebel zu hüllen, sie so wenig klar hervortreten zu lassen, daß schließlich ihre Prophezeiungen für jeden Fall nachträglich als richtig gedeutet werden konnten. Heute sind unter den Naturforschern Leute aufgestanden, die sich für Propheten ausgeben, weil sie im voraus wissen und mit Sicherheit verkünden können, daß der Planet Mars zu einem bestimmten Zeitpunkt an einer bestimmten Stelle des Himmels sichtbar sein wird, oder daß Kochsalz entsteht, wenn man Chlor und Natrium zusammen tut. Mir kommt das so vor, als ob es „prophezeien" wäre, wenn man im voraus weiß, daß drei und fünf zusammen acht ergibt. Solche „Prophezeiungen" sind doch nichts als verallgemeinerte Erfahrungstatsachen oder Wahrheiten im Schema von Gleichungen. Was man von jeher Prophezeien nannte, hat sich niemals mathematischen Formeln gefügt, und wirkliches Prophezeien aus einer Weltanschauung heraus, auch wenn diese noch so zutreffend ist, dürfte mißlich sein und besser unterbleiben. Die Weltanschauung richtet sich auf Gegenwart und Vergangenheit des menschlichen Da-

seins und kann daraus nur unsichere Schlüsse ziehen auf die Zukunft. Das Unberechenbare läßt sich niemals mit Sicherheit im voraus bestimmen.

Arbeiten wir mit Lust und mit Ernst an unserer Weltanschauung, um dadurch unser ganzes Selbst zu vervollkommnen; der Wille zum Guten sei unser Leitstern. Der Wille zum Glück wird dann weiter helfen, auch wenn er uns nur Befriedigung am eigenen Schaffen einbringen sollte. Hier sind die Punkte, an denen der Wille in den Aufbau der Weltanschauung eingreift. Weltanschauung ist aber ein wichtiges Stück der Lebenskunst.

Ich stand am Strande des Meeres und ließ den Blick schweifen über die heranrauschenden Wogen. Einen weißen Kamm nach dem andern warf die Wasserfläche auf, viele kleine, dann und wann einen großen; jeder hatte nur einen Augenblick Bestand, um sich wieder einzugleichen in die bläuliche Flut.

Ein fortwährendes Werden und Vergehen, wenn im Wellenspiel eine Woge der andern folgte; nur im Wechsel war Bestand gegeben.

Sonnenschein und Wolkenschatten huschten im Fluge drüber hin.

So gleichen die Menschenlose den Wellen — ein Hauch ruft sie einzeln ins Dasein, ein Hauch läßt sie in das nicht mehr individuelle Sein zurücksinken. Und nicht anders steht es um die so starr erscheinenden Felsen. Jeder Kundige weiß, daß auch sie Wellenberge sind, die durch den Verwitterungsprozeß der Jahrhunderte eingeebnet werden, nur langsamer, als die Wasserwellen. Zeit ist Wandlung; ist das Unwandelbare der Ewigkeit vorbehalten? Oder gibt es überhaupt keine Erstarrung? Ist das Leben und damit auch der Wechsel ewig? Fragen

sind es, mit denen jede Weltanschauung schließt, mit denen sie zu Ewigkeitsgedanken hinüberleitet.

Die Kunst der Weltanschauung aber besteht darin: klar zu blicken, richtig zu sehen, ohne Voreingenommenheit zu urteilen; das Gute zu wollen.

XI.

Was Meister der Weltanschauung uns sagen.

1. Naturgesetze umspannen nicht das ganze Feld möglicher Dinge. Kant.

2. Keine Kraft der Natur kann von selbst von ihren eigenen Gesetzen abweichen. Kant.

3. Ich möchte wohl wissen, wie ein Tier bestehen könnte, wenn nicht seine Teile einander angepaßt wären. Finden wir nicht, daß es untergeht, sobald diese Anpassung aufhört? Hume.

4. Prägen Sie sich die Überzeugung ein, daß sich die Natur um die Einzelwesen keine Sorge macht, wohl aber um die Gattung; die Gattung darf nicht untergehen. Friedrich der Große.

5. Da unser Denken eine Folge des körperlichen Organismus ist, warum sollte nicht das viel besser organisierte Weltall eine Intelligenz haben, und zwar eine, die der eines schwachen Menschen unendlich überlegen ist? Ich sehe diese Intelligenz nur wie durch einen Nebel; es ist genug, sie zu ahnen; sie zu kennen und zu erklären, ist dem Menschen nicht gegeben. Friedrich der Große.

6. Dies aber sage ich und wollte, daß alle Menschen es wüßten und zu Herzen nähmen, daß der, welcher nichts als Mechanismus in dem Weltall entdeckt, in der verhängnisvollsten Weise das Geheimnis des Weltalls überhaupt verfehlt hat. Daß alle Gottheit aus den Begriffen der Menschen von diesem Weltall verschwinden sollte, scheint mir gerade der brutalste Irrtum, in den Menschen verfallen könnten. Es ist nicht wahr, es ist falsch bis ins innerste Herz. Ein Mann, der so denkt, wird über alle Dinge in der Welt falsch denken; diese Ursünde wird alle andern Schlüsse, die er machen kann, fälschen. Man möchte es den kläglichsten aller Irrtümer nennen. Alles, was edel, göttlich, begeistert ist, gleitet damit aus dem Leben hinaus. Carlyle.

7. Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit;
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur. Schiller.

8. Weil Du liesest in ihr, was Du selber in sie geschrieben,
Weil du in Gruppen fürs Aug' ihre Erscheinungen reihst,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnst du, es fasse dein Geist ahnend die große Natur!
Schiller.

9. Die Gesetze der Natur sind das Alphabet, vermittels dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geiste und mit sich selbst unterhandeln. Schiller.

10. Alles, was die gesunde Natur tut, ist göttlich.
Schiller.

11. Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunstreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gottheit; deine verdienstlose Trefflichkeit trägt meinen forschenden Geist hinauf zu dem höchsten Verstande; aus deinem ruhigen Spiegel strahlt mir sein göttliches Bild. Schiller.

12. Eine Kraft läßt sich nicht sehen, wir können sie mit unsern Händen nicht fassen; um sie in ihrem Wesen und in ihrer Eigentümlichkeit zu erkennen, müssen wir ihre Äußerungen studieren und ihre Wirkungen erforschen. Die einfache Beobachtung reicht aber hierzu nicht aus, weil der Irrtum stets an der Oberfläche liegt, die Wahrheit muß tiefer gesucht werden. Liebig.

13. Unter dem Einfluß einer nichtchemischen Ursache wirken chemische Kräfte im Organismus. Nur infolge dieser beherrschenden Kräfte, und nicht von selbst ordnen sich die Elemente in der Zelle zu den organischen Kohlenstoffverbindungen, wie der intelligente Wille des Chemikers auch außerhalb der Zelle sie zusammenzutreten zwingen kann. Aber nie wird es der Chemie gelingen, eine Zelle, eine Muskelfaser, einen Nerv, mit einem Wort einen wirklich organischen Teil des Organismus oder einen Organismus selbst in ihrem Laboratorium darzustellen. Liebig.

14. Nirgends außer sich beobachtet der Mensch einen zum Bewußtsein gelangten Willen, alles sieht er in den Fesseln unwandelbarer, unveränderlicher, fester Naturgesetze; nur in sich selbst erkennt er ein Etwas, was alle diese Wirkungen, einen Willen, der alle diese Natur-

gesetze beherrschen kann, einen Geist, der in seinen Äußerungen unabhängig von diesen Naturgewalten ist, der in seiner ganzen Vollkommenheit nur sich selbst Gesetze gibt. Liebig.

15. Die nächsten faßlichen Ursachen sind greiflich und eben deshalb am begreiflichsten, weshalb wir gern als mechanisch denken, was höherer Art ist. Goethe.

16. Wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen oder im Stillen mitverstehen. Goethe.

17. Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge
Gleichgültig drehend auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt,
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhytmisch regt? Goethe.

18. Wenn einer 75 Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denkt. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur. Es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.
Goethe.

---

19. Wir bringen das Neue nicht, um die Natur und die Geister zu verwirren, sondern um sie aufzuklären, nicht um die Wissenschaften zu zerstören, sondern um sie wahrhaft zu begründen. Galilei.

20. Das höchste Privilegium des Naturforschers ist, den Geist zu erkennen und die Gedanken Gottes nachzudenken. Kepler.

21. Nichts dünkt mich lächerlicher, als verwegen die Geheimnisse der Natur zu erörtern, ohne ein einziges Mal untersucht zu haben, ob der menschliche Geist so weit zu reichen befähigt ist. Descartes.

22. Es ist keine Theorie so zuverlässig wie diese, daß alle Theorien, wenn sie noch so mühsam und ernst ausgearbeitet sind, ihrer eigenen Beschaffenheit nach unvollkommen, zweifelhaft, selbst falsch sein müssen.
Carlyle.

23. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Grundursachen der Dinge jemals genau werden erkannt werden.
Voltaire.

24. Alles, was Sie nicht begreifen können, ist nicht und kann nicht sein? Eine schöne Logik!
Friedrich der Große.

25. Vergebens werden die Philosophen den Irrtum bekämpfen, diese Hydra läßt sich nicht töten; stets erscheinen neue Köpfe an ihr in dem Maße, in dem man die früheren abgeschlagen.
Friedrich der Große.

26. Weil du zu weit zu spähen
Versuchst in diesen nachterfüllten Räumen,
Mußt du dich selber öfters hintergehen.
Dante.

27. Den Dingen wohnt eine Kraft zu wirken inne, die nicht aus dem Anschaulich-Vorstellbaren abgeleitet werden kann. Leibniz.

28. Wenn die Materialisten über die Schranken ihres Weges hinausschweifen und zu schwatzen beginnen, daß es im Weltall nichts weiter gebe als Kraft und Stoff und notwendige Gesetze und den ganzen Rest ihrer alten Garde — so kann ich ihnen nicht mehr folgen. Huxley.

29. Das Gefährlichste für den Menschen ist die Herrschaft dunkler Begriffe. Schelling.

30. Welche wohl bleibt von allen den Philosophien?
Ich weiß nicht.
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.
Schiller.

31. Ein besonnener Naturforscher weiß sehr wohl, daß er dadurch, daß er etwas tiefer in das verwickelte Treiben der Naturprozesse Einblick genommen hat, noch nicht die Spur mehr berechtigt ist, über die Natur der Seele abzusprechen, als jeder andere Mensch.
Helmholtz.

32. Was wir vor den griechischen Philosophen voraus haben, ist, daß wir unendlich besser wissen, als Sokrates es wußte, daß wir gerade in Beziehung auf das, was wir wissen möchten, nichts wissen. Liebig.

33.

Wenn ich die Welt im Ganzen und Großen betrachte, so
glaub' ich,

Daß sie von Ewigkeit ist und allein durch sich selbst;
Wenn ich mir aber sodann das Einzelne näher beschaue,
Kommt sie mir vor wie der Witz eines gewaltigen Ichs.
Hebbel.

34. Die Gelehrten wissen vieles Wahre von der Schöpfung zu sagen; aber die Wahrheit der Schöpfung, ihren Ursprung, suchen sie nicht mit frommem Herzen, und deshalb finden sie ihn auch nicht, oder, wenn sie ihn finden und Gott erkennen, so preisen sie ihn nicht als Gott und danken ihm nicht, sondern sie sind in ihrem Dichten eitel geworden, und halten sich für weise und legen sich bei, was sein ist. Augustinus.

35. So groß ist die Blindheit der Menschheit, daß sie sich sogar ihrer Blindheit rühmt. Augustinus.

36. Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten. Goethe.

37. Die Wissenschaft hilft uns vor allem, daß sie das Staunen, wozu wir von Natur berufen sind, einigermaßen erleichtere. Goethe.

38. Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung oder Wille und Bewegung die notwendigen beiden Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, die beide gleiche Rechte für sich fordern, und deswegen beide wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können, wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen.
Goethe.

39. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden. Goethe.

40. Ehe es sich ründet in einen Kreis,
Ist kein Wissen vorhanden;
Solange nicht einer alles weiß,
Ist die Welt nicht verstanden.

Rückert.

41. Was ist denn der Mensch und was hat er? — Er hat Himmel und Erde, Meer und Land, Berg und Tal, Sonne und Mond, und die sind groß und herrlich; aber recht beim Lichte besehen, ist alles, was man sieht, doch nur äußere Rinde und Kruste, schöne Kisten und Kasten mit Kleinodien, zwischen denen der Mensch herumgeht wie ein Knecht, vor dem der Herr sie verschlossen hat. Er fühlt wohl, daß es anders sein könnte; denn was sind seine kühnen Vermutungen und seine Träume über den inwendigen Zusammenhang und die verborgenen Triebfedern der Natur anders als Zeichen und Beweis seines Anrechts an ihre Erkenntnis? — Aber sein Anrecht ist sequestriert, und er geht neben dem Born des Lichts hungrig und durstig nach Erkenntnis und muß es sich kalt und warm um die Nase wehen lassen und mit allen Elementen kämpfen, bis sie ihn wieder verschlungen haben.

Claudius.

42. Wir fanden heraus, daß das Wesen der Mythologien die Erkenntnis von der Göttlichkeit der Natur sei, die aufrichtige Verbindung des Menschen mit den ge-

heimnisvollen, unsichtbaren Mächten, die man in der Welt um ihn her sichtbar hat wirken sehen. Carlyle.

43. Dieses Weltall — was konnte der Wilde davon wissen, was können wir noch jetzt davon wissen? Daß es eine Kraft ist, ein tausendfältiges Zusammenwirken von Kräften, eine Kraft, die außerhalb von uns liegt. Das sagt alles, sie liegt außerhalb von uns, sie ist ganz verschieden von uns. Kräfte, Kräfte, überall Kräfte! Wir selbst eine geheimnisvolle Kraft inmitten derselben. Dieser riesige, unbegrenzte Wirbelwind der Kraft, der uns hier umgibt, der nimmer ruhende Wirbelwind, hoch wie die Unendlichkeit, alt wie die Ewigkeit. Was ist er? Gottes Schöpfung, antworten die religiösen Leute, er ist des allmächtigen Gottes! Die atheistische Wissenschaft schwatzt armselig darüber mit wissenschaftlichen Benennungen, Experimenten und was nicht immer, als ob sie ein armes, totes Ding wäre, das man in Leidner Flaschen aufbewahren und an Ladentischen verkaufen könnte, aber das natürliche Gefühl eines Menschen bekennt, daß es etwas Lebendiges ist — ja, eine unaussprechlich göttliche Sache, der gegenüber die beste Haltung, die wir annehmen können, trotz aller Wissenschaft Ehrfurcht ist, frommes Niederknien und Demut der Seele, Gottesverehrung, wenn nicht in Worten, so doch im Schweigen. Carlyle.

44. Es gibt nur zwei wahre Religionen; die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Goethe.

45. Zuversicht und Ergebung sind die rechten Grundlagen jeder besseren Religion, und die Unterordnung unter

einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft, unser Verstand ist. Goethe.

46. Nicht rühmet, o ihr Gläub'gen, euren Glauben
Als einzigen! Wir glauben auch wie ihr.
Der Forscher läßt sich keineswegs berauben
Des Erbteils, aller Welt gegönnt und mir.
Goethe.

47. Alle Zeiten, in denen der Glaube herrscht, sind glänzend, herzerhebend für Mitwelt und Nachwelt. Alle Zeiten dagegen, in denen der Unglaube, in welcher Form es auch sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze strahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt. Goethe.

48. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. — Ich halte die Evangelien aller vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete

in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns. Goethe.

49. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick sehnend zum Himmel auf, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. Goethe.

50. Geheimnisse sind noch keine Wunder.
Goethe.

51. Die Natur wirkt nach ewigen, notwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, daß die Gottheit selbst nichts daran ändern könnte. Alle Menschen sind sich hierin unbewußt vollkommen einig. Goethe.

52. Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen. Wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen. Wir werden es gewahr als ein unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen. Das Wahre ist gottähnlich, es erscheint nicht unmittelbar; wir müssen es aus seinen Manifestationen erraten. Goethe.

53. Es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserm Busen entspringt.
Goethe.

54. Alle Sekten verdienen gleiche Achtung, sofern ihre Formen Versuche armer Sterblicher sind, sich das Reich Gottes auf Erden zu versinnlichen; aber auch gleichen Tadel, wenn sie die Form der Darstellung dieser Idee (in einer sichtbaren Kirche) für die Sache selbst halten.

Kant.

55. Glauben bezeichne ich als die gesunde Tätigkeit des menschlichen Gemüts. Die Entstehung des Glaubens ist ein geheimnisvoller, unbeschreiblicher Prozeß — unbeschreiblich, wie alle Lebenstätigkeiten es sind.

Carlyle.

56. Entweder es ist alles ein Gebräu des Zufalls, oder es gibt eine Einheit, eine Ordnung, eine Vorsehung. Nehme ich das erstere an, wie kann ich wünschen, in diesem planlosen Chaos zu leben? Ist es das andere, so bin ich mit Ehrfurcht erfüllt und heiteren Sinnes, dem Herrscher des Alls vertrauend. Marc Aurel.

57.

Schwatzet mir nicht soviel von Nebelflecken und Sonnen!
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch gibt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Schiller.

58. Man hat die Frage aufgeworfen, ob ein Rechtschaffner ohne Religion sein könne. „Ohne Lehrmeinungen“, wollte man sagen; sonst beantwortete sich die Frage selbst. Echte Religion kann ohne Rechtschaffenheit nicht sein, und innigste Rechtschaffenheit ist Religion, worin man sie auch erweise. Der Richter, der Handwerker, (die

Magd, die die Gasse kehrt, sagt Luther), wenn sie ihr Werk gewissenhaft tun, üben Religion, wahrer als die Nonne, die den nichtverstandenen Psalter betet.

Herder.

59. An irgendeiner Lehrmeinung, d. h. an einer Einkleidung, Dichtung, Erklärung, Auslegung usw. sollte meine innerste Gewissenhaftigkeit, mein Glaube, meine sicherste Zuversicht hangen? Welch ein Elender müßte ich sein! Und wer dieses quid pro quo von mir forderte, wäre, wo nicht ein Heuchler, ein Tor, so doch ein sehr spaßhafter Religionsstifter. Herder.

60. Da die Gottheit sich uns offenbaren wollte, sprach und handelte sie unter uns, jedem Zeitraum angemessen, menschlich. Herder.

61. Laß also die Geschichte Christi mangelhaft sein in Umständen, die du zu wissen wünschest: Wir dürfen und sollen ihn, wie Paulus sagt, nicht kennen nach dem Fleisch; er sei uns aber Religion, Kraft, Weisheit. Sagte jemand: „Die ganze Geschichte ist erdichtet, die Fischer von Kapernaum haben sie erfunden," so würde ich ihm heiter antworten: „Dank den Fischern, daß sie eine solche Geschichte erdichtet haben! Meinem Geist und Herzen ist sie Wahrheit." Herder.

62. Wenn oberflächliche Köpfe, die sich gern als Helden des Tages gerieren, außer der materiellen, sinnlich-wahrnehmbaren Welt überhaupt nichts Weiteres und Höheres anerkennen wollen, so kann solche lächerliche Anmaßung einzelner der Wissenschaft nicht zur Last gelegt werden; noch viel weniger aber kann sie derselben zu Nutz und Ehre gereichen. Robert Mayer.

63. Wie der Patriotismus den Staatsbürger zu der höchsten ihm erreichbaren Höhe erhebt, vermag nur die Religion ihn zur eigentlichen Menschenwürde zu führen.
Richard Wagner.

64. Das weiß ich und hoffe ich, daß wir eben durch unsere Wissenschaftlichkeit, durch das alles durchbohrende, alles zerschneidende und vergeistigende Wort mehr und mehr zu der ältesten Einfalt der Lehre und des Dienstes, mehr und mehr zu der stillen Verschwiegenheit und Anbetung des zwischen Gott und Menschen ewig empfundenen, aber nimmer begriffenen Mysterium gelangen werden, worauf alle Religion ruht, und vor allen Religionen die christliche Religion ruht.
Ernst Moritz Arndt.

65. Es erscheint mir nicht mehr sinnlos, was mir früher so in Büchern der Kirche erschien; es kann anders und zwar vernünftig verstanden werden. Augustinus.

66. Unglauben beißt, Gottes Werke nicht verstehen.
Luther.

67. Gott schickt Leiden und Unfrieden, damit wir lernen, Geduld und Frieden haben. Luther.

68. Gottseligkeit ist nichts anderes als Gottesdienst, Gottesdienst aber ist Dienst am Nächsten. Luther.

69. Wo diese zwei Stücke sind, Gottes Gebot und unsere Demut, da hat's keine Gefahr noch Not, da sind wir stark genug wider alle Welt und muß Glück und Heil da sein. Luther.

70. Wollen wir Christen sein, so müssen wir uns darein finden, daß wir viele gebrechliche Brüder und Schwestern unter uns haben müssen, auf daß wir uns untereinander vergleichen und einander tragen. Darin besteht die größte Kunst, höchste Weisheit und Tugend, welche die Christen haben. Wer die nicht hat, der halte sich nicht für einen Christen. Luther.

71. Wir sind von höheren, unsichtbaren Kräften doch wohl abhängig, wir mögen es glauben oder nicht.
Claudius.

72. Die Religion kann durch Gelehrte nicht verlieren, noch gewinnen. Claudius.

73. Die zwecktätige Natur ist das Werk einer vernünftigen Gottheit; sie ist der Regent, dessen Willen alles gehorcht. Dabei wird die Gottheit aber keineswegs in das Getriebe der Natur verwickelt, oder die Gesetzmäßigkeit des Weltlaufs durch ihr persönliches Eingreifen gestört. Aristoteles.

74. Da ich das Wesenhafte mir nur sichtbar vorstellen konnte, so dachte ich Dich mir, o Gott, nicht anders als in menschlicher Gestalt. Augustinus.

75. Du Erhabenster und Nächster, Verborgenster und Gegenwärtigster, der Du keine Glieder, weder größere noch kleinere hast, sondern der du überall ganz und unbegrenzt bist, du bist freilich nicht jene Körperform, die

ich mir einbildete. Dennoch schufst du den Menschen nach Deinem Bilde, und siehe, er ist vom Raume begrenzt vom Kopf bis zu den Füßen. Augustinus.

76. Ja, allmächtig ist unser Gott, so daß in allem und durch alles und über allem nichts wirkt als seine Macht. Das Wörtlein soll hier nicht eine stille, ruhende Macht bedeuten, sondern eine wirkende Macht durch ununterbrochene Tätigkeit, die unaufhörlich schafft und wirkt, denn Gott ruht nicht, sondern wirkt ohne Unterlaß.

Luther.

77. Man findet Vernunft bei den Menschen, folglich muß man eine höhere Vernunft voraussetzen, von der das Teilchen Geist, dessen sich die Menschen erfreuen, auf sie übergegangen ist. Friedrich der Große.

78. Alles, sogar das Wachsen eines Grashalms, beweist das Dasein Gottes; und wenn der Mensch auch nur in irgendeinem Grade Verstand besitzt, den er sich nicht gegeben hat, so muß mit desto mehr Grund das Wesen, von dem er alles hat, einen unendlich tieferen, einen unermeßlichen Verstand haben. Friedrich der Große.

79. Wer das Vorhandensein eines höheren Wesens nicht zugibt, das dieses Weltall erhält, muß seinen gesunden Menschenverstand verloren haben.

Friedrich der Große.

80. Wenn in der Verfassung und Schönheit der Welt Ordnung und Schönheit widerleuchtet, so ist ein Gott.

Beethoven.

81. Nehmen wir die Erkenntnis Gottes aus der Natur hinweg, so können die Menschen wohl noch Dogmen und Glaubensbekenntnisse haben, aber nicht mehr ihre eigene unausrottbare Überzeugung, daß es einen Gott gibt und geben muß. Max Müller.

82. Die Welt ist Gottes Offenbarung und von seinem Wesen nicht zu trennen. Giordano Bruno.

83. Ein oberflächliches Abschöpfen der Natur mag vom Glauben an Gott ablenken, ein tieferes Schöpfen aus derselben führt sicher zu ihm zurück.

Baco von Verulam.

84. Der letzte Grund der Dinge wird Gott genannt.

Leibniz.

85. Wenn kein Gott da wäre, so müßte man einen erfinden. Voltaire.

86. Ich entdecke Gott überall in seinen Werken, ich fühle ihn in mir. Aber sobald ich ihn an sich selbst betrachten will, sobald ich frage, wo und was er ist, welches sein Wesen sei, dann gelingt mir's nicht.

Rousseau.

87. Wenn ich sage, wir sind genötigt, die Welt so anzusehen, als ob sie das Werk eines höchsten Verstandes und Willens sei, so sage ich wirklich nichts mehr als: Wie sich verhält eine Uhr, ein Tisch, ein Regiment zum Künstler, Baumeister, Befehlshaber, so die Welt zu dem Unbekannten, daß ich also hierdurch zwar nicht nach dem, was es an sich selbst ist, aber doch nach dem, was es für mich ist, nämlich in Ansehung der Welt, davon ich ein Teil bin, erkenne. Kant.

88. Also ist das höchste Gut in der Welt nur möglich, sofern eine oberste Ursache der Natur angenommen wird, die eine der moralischen Gesinnung gemäße Kausalität hat. Nun ist ein Wesen, das den Handlungen nach der Vorstellung von Gesetzen fähig ist, eine Intelligenz, und die Kausalität eines solchen Wesens ein Wille desselben. Also ist die oberste Ursache der Natur, sofern sie zum höchsten Gute vorausgesetzt werden muß, ein Wesen, das durch Verstand und Willen die Ursache, folglich der Urheber der Natur ist, das ist Gott. Kant.

89. Die höchste formale Einheit ist für die Vernunft die zweckmäßige Einheit der Dinge, und darum macht es das spekulative Interesse der Vernunft notwendig, alle Anordnung der Welt so anzusehen, als ob sie aus der Absicht einer höchsten Vernunft entsprossen wäre. Kant.

90. Es ist uns schlechterdings unmöglich, aus der Natur selbst hergenommene Erklärungsgründe für Zweckverbindungen zu schöpfen, und es ist nach der Beschaffenheit des menschlichen Erkenntnisvermögens notwendig, den obersten Grund dazu in einem ursprünglichen Verstande als Weltursache zu suchen. Kant.

91. Wir können uns die Zweckmäßigkeit, die selbst unserer Erkenntnis der inneren Möglichkeit vieler Naturdinge zum Grunde gelegt werden muß, garnicht anders denken und begreiflich machen, als indem wir sie und überhaupt die Welt uns als ein Produkt einer verständigen Ursache, eines Gottes, vorstellen. Kant.

92. Das Universum ist ein Gedanke Gottes.
Schiller.

93. Die göttliche Kraft ist überall verbreitet, und die göttliche Liebe überall wirksam. Goethe.

94. So im Kleinen wie im Ewig-Großen
Wirkt Natur, wirkt Menschengeist, und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unsichtbar alle Welt erleuchtet. Goethe.

95. Die Überzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, leitendes und ordnendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen, diese Überzeugung drängt sich einem jeden auf.
Goethe.

[illegible] Die Naturwerke sind immer wie ein frisch ausgesprochenes Wort Gottes. Goethe.

97. Der Forscher kann sich immer mehr überzeugen, wie wenig und Einfaches, von dem ewigen Urwesen in Bewegung gesetzt, das Allermannigfaltigste hervorzubringen fähig ist. Der aufmerksame Beobachter kann sogar durch den *äußeren* Sinn das Unmöglich-Scheinende gewahr werden, ein Resultat, welches — man nenne es vorgesehenen Zweck oder notwendige Folge — entschieden gebietet, vor dem geheimnisvollen Urgrunde aller Dinge uns anbetend niederzuwerfen. Goethe.

98. Die Leute traktieren ihn, als wäre das unbegreifliche, garnicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen; sie würden sonst nicht sagen, der Herrgott, der liebe Gott, der gute Gott. — Wären sie durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen. Goethe.

99. Wir können uns bei der Betrachtung des Weltgebäudes in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Teilbarkeit der Vorstellung nicht erwehren, daß dem Ganzen eine Idee zugrunde liege, wonach Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge. Anschauung, Betrachtung, Nachdenken führen uns näher an jene Geheimnisse.

Goethe.

100. Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand oder Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, es ist die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen, und der Mensch hat davon soviel, daß er Teile des Höchsten erkennen mag. Goethe.

101. Gott, wenn wir hoch stehen, ist alles; stehen wir niedrig, so ist er ein Supplement unserer Armseligkeit.

Goethe.

102. Es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild braucht, die bloß aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserm Busen entspringt.

Goethe.

103. Was ihr lieben Leute mit dem „außer der Welt existieren" wollt, begreife ich nicht. Existiert Gott nicht in der Welt, überall in der Welt, und zwar ungemessen, ganz und unteilbar, so existiert er nirgends. Herder.

104. Du willst Gott in Menschengestalt als einen Freund, der an dich denkt. Bedenke, daß er dann auch menschlich, d. h. eingeschränkt, an dich denken muß und, wenn er parteiisch für dich ist, parteiisch gegen andere sein wird. Herder.

105. Wenn man die göttliche Vorsehung für ein Gespenst hält, welches den Lauf menschlicher Handlungen unaufhörlich durchbrechen soll, um nur diesen oder jenen partikularen Endzweck seiner Phantasie und Willkür zu erreichen, so gestehe ich, daß die Geschichte das Grab einer solchen Vorsehung sei; gewiß aber ein Grab zum besten der Wahrheit. Denn was wäre das für eine Vorsehung, die jeder zum Poltergeist in der Ordnung der Dinge, zum Bundesgenossen seiner eingeschränktesten Absichten, zum Schutzverwandten seiner kleinfügigen Torheit, gebrauchen könnte, sodaß das Ganze zuletzt ohne Herrn bliebe? Der Gott, den ich in der Geschichte suche, muß derselbe sein, der in der Natur ist; denn der Mensch ist nur ein kleiner Teil des Ganzen, und seine Geschichte ist, wie die Geschichte des Wurmes, mit dem Gewebe, das er bewohnt, innig verwebt. Auch in ihr also müssen Naturgesetze gelten, die im Wesen der Sache liegen, und deren sich die Gottheit so wenig überheben mag, daß sie ja eben in ihnen, die sie selbst gegründet, sich in ihrer höchsten Macht mit einer unwandelbaren, weisen und gütigen Schönheit offenbart. Herder.

106. Die Heilige Schrift und die Natur kommen beide vom göttlichen Worte her, jene als Eingebung des Heiligen Geistes, diese als Ausrichterin göttlicher Befehle.

Galilei.

107. Wer sollte nicht, wenn er bei der mit göttlicher Weisheit geleiteten, herrlichen Anordnung des Weltgebäudes sinnend verweilt, durch die stete Betrachtung davon und sozusagen durch den vertrauten Umgang damit zum höchsten angetrieben und zur Bewunderung des all-

wirkenden Baumeisters der Welt geführt werden, in dem die höchste Glückseligkeit ist, in dem alles Gute gipfelt!

Kopernikus.

108. Die Stufenfolge der Lebewesen stellt eine Ordnung dar, die der Natur innewohnt, und die wie die Objekte, die diese Ordnung existieren läßt, aus den Mitteln hervorgeht, die sie von dem höchsten Urheber erhalten hat. — Die Natur macht unaufhörlich Gebrauch von diesen Mitteln, indem sie ihren Erzeugnissen fortwährend das Leben verleiht; sie variiert sie und erneuert sie unaufhörlich und erhält so überall die dadurch entstandene Ordnung. — Demnach erhält sich alles in der bestehenden Ordnung durch diese weisen Pläne; — die Fortschritte, die durch die Vervollkommnung des Organismus errungen worden sind, gehen nicht verloren. Alles, was als Unordnung, Gesetzlosigkeit erscheint, kehrt immer wieder in die allgemeine Ordnung zurück, ja, es erhält sie; und überall und immer wird der Wille des höchsten Urhebers der Natur und alles Bestehenden unabänderlich erfüllt.

Lamarck.

109. Die Harmonie der Naturkräfte führt uns zu einem gemeinsamen Urgrunde, und dieser Urgrund kann nicht verschieden sein von dem erhabenen Wesen, nach welchem das religiöse Bedürfnis der Menschen hinweist.

Karl Ernst von Baer.

110. In welcher Richtung immer wir unsere Nachforschungen anstellen mögen, überall entdecken wir die klarsten Beweise einer schöpferischen Intelligenz, Vorsehung, Macht und Weisheit.

Lyell.

111. Wahrlich, die Größe und unendliche Weisheit des Weltenschöpfers erkennt nur der, welcher in dem unendlichen Buche, welches die Natur ist, seine Gedanken zu verstehen sich bemüht, und alles, was sonst die Menschen von ihm wissen und sagen, erscheint wie ein leeres, eitles Gerede dagegen. Liebig.

112. Die Geschichte des Menschen ist der Spiegel der Entwicklung seines Geistes, sie zeigt uns in seinen Taten seine Fehler und Gebrechen, seine Tugenden, seine edlen und unvollkommenen Eigenschaften. Die Naturforschung lehrt uns die Geschichte der Allmacht, der Vollkommenheit, der unergründlichen Weisheit eines unendlich höheren Wesens in seinen Werken und Taten erkennen.

Liebig.

113. Überall, wo es den blöden Sinnen des Menschen vergönnt ist, einen Blick in die Tiefe der Schöpfung zu werfen, erkennt er die Größe und Weisheit des Urhebers der Welt. Liebig.

114. Die Moleküle sind heute, wie sie am Tage der Schöpfung waren, vollkommen an Zahl, Maß, Gewicht, und aus den unvertilgbaren Eigenschaften, die ihnen eingeprägt sind, mögen wir lernen, daß jenes Streben nach Genauigkeit im Erwägen, nach Wahrheit im Urteil, nach Gerechtigkeit im Handeln, das wir unter unsere edelsten Eigenschaften als Menschen rechnen, uns deshalb zukomme, weil sie wesentliche Züge für ein Abbild eines Wesens sind, das im Anfang nicht nur Himmel und Erde schuf, sondern auch das Material, aus dem Himmel und Erde gebildet sind. Maxwell.

115. Das ganze Dasein ist Gottes bleibendes Werk, worin seine unendlich vollkommene, unabänderliche Vernunft überall ausgeprägt ist. Maxwell.

116. Überwältigend starke Beweise einer weise und gütig waltenden Zweckmäßigkeit umgeben uns überall, sie zeigen uns in der Natur den Einfluß eines freien Willens und lehren, daß alle lebendigen Wesen von einem beständig tätigen Schöpfer und Gesetzgeber abhängen.
Lord Kelvin.

117. Niemand handelt wider seinen Willen sittlich gut, auch dann nicht, wenn sein Tun gut ist.
Augustinus.

118. Das Leben ist nicht ein Frommsein, sondern ein Frommwerden, nicht ein Gesundsein, sondern ein Gesundwerden, überhaupt nicht ein Wesen, sondern ein Werden, nicht eine Ruhe, sondern eine Übung. Luther.

119. Wer mit gutem Gewissen kämpft, der kann auch gut kämpfen, denn wo ein gutes Gewissen ist, da ist auch ein großer Mut und ein kühles Herz. Luther.

120. Das größte Werk, das du tun kannst, ist, daß du dein Kind recht erziehst, wenn du gleich am Sonntag nicht in die Kirche kommst und keine Messe oder Predigt hörst — erziehe nur dein Kind recht! Luther.

121. Das Gesetz Christi ist das Gesetz der Liebe. Er legt uns kein Gesetz auf, denn das einzige, daß wir uns untereinander lieben sollen. Luther.

122. Wir sind Christen, daß es Gott erbarm! Sonst, zum Scharren und Raffen sind wir gut. Luther.

123. Die Persönlichkeit ist die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur. Kant.

124. Ich arbeite, um mich besser zu machen. Friedrich der Große.

125. Es ist leicht zu verachten, und verstehen ist viel besser. Claudius.

126. Ich habe nur einen Maßstab für die Moralität, und ich glaube, den strengsten: Ist die Tat, die ich begehe, von guten oder schlimmen Folgen für die Welt — wenn sie allgemein ist? Schiller.

127. Neue Erfindungen können und werden geschehen, allein es kann nichts Neues ausgedacht werden, was auf den sittlichen Menschen bezug hat. Es ist alles schon gedacht, gesagt worden, was wir höchstens unter andern Formen und Ausdrücken wiedergeben können. Goethe.

128. Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums wird er nicht hinauskommen. Goethe.

129. Der Mensch setzt sich zuerst in Verbindung mit der Natur und ihren Kräften, er steht in Staunen und Anbetung vor ihnen; erst in einer späteren Zeit entdeckt

er, daß alle Macht Moral ist, daß das, worauf es für ihn ankommt, die Unterscheidung von Gut und Böse ist, von „du sollst“, und „du sollst nicht“. Carlyle.

130. Ich finde an einem fernen Punkt in meinem Wesen etwas verborgen, das mir sagt, nichts in der Welt sei ohne Bedeutung, am allerwenigsten das Leiden. Dieses Etwas, das tief in mir vergraben liegt wie ein Schatz auf einem Felde, ist die Demut. Sie ist das Letzte, das noch in mir ist, und das Beste; das äußerste Ziel, an dem ich angelangt bin; der Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung. Sie ist das Einzige, was Lebenskeime in sich birgt, Keime eines neuen Lebens für mich. Von allen Dingen ist sie das wunderbarste; man kann sie nicht verschenken und sich nicht von einem andern schenken lassen. Man kann sie nicht erwerben, es sei denn, daß man allem entsage, was man sein eigen nennt. Erst wenn man alles verloren hat, weiß man, daß man sie besitzt.

Oskar Wilde.

---

131. O Bruder Leo, wüßte der Bruder auch die Sprachen aller Völker und alle Wissenschaften und alle Schriften, und könnte er prophezeien und nicht nur die Zukunft offenbaren, sondern auch aller Seelen und Gewissen Heimlichkeit, so schreibe, daß da noch nicht vollkommene Glückseligkeit ist. — O Bruder Leo, könnte der Bruder auch mit Engelszungen reden, und wüßte die Bahn der Sterne und die Kräfte der Pflanzen, und wären ihm alle Schätze der Erde offenbar, und würde er die Gaben der Vögel kennen und der Fische und aller Tiere und der Menschen und der Bäume und der Steine und der Wurzeln und der Wasser, so schreibe, daß da noch nicht vollkommene Glück-

seligkeit ist. — O Bruder Leo, und wüßte der Bruder so zu predigen, daß er alle Heiden zu Christi Glauben bekehrte, so schreibe, daß da noch nicht vollkommene Glückseligkeit ist.*) Franz von Assisi.

132. Ich hatte noch nicht erkannt, daß das Böse kein selbständiges Wesen, noch daß unser Geist das höchste unwandelbare Gut sei. Augustinus.

133. Obwohl der Fluch über Adam und Eva nach dem Urteil der Welt hart erscheint, so ist er doch, mit den Augen des Geistes betrachtet, eine rechte, große Gnade. Denn, wenn uns die Strafe nicht auf den Hals gelegt wäre, würden wir alle die ärgsten Buben, und niemand bliebe fromm. Darum ist der ganze Fluch ein lauter Evangelium und besagt nichts anders als dies: Ich will euch eure Sünden vergeben und die Seele zu Gnaden bringen, aber dem Leibe zu schaffen geben, daß er nicht zu wild und böse und das Fleisch zu stolz wird. Außerdem, wenn es keinen Tod gäbe, würde die Sünde nie ein Ende nehmen. Darum, willst du von allem Unglück erlöst werden und ewig leben, so stirb. Luther.

134. Gegen trübe Gedanken sind bei allen Menschen eine unschuldige Heiterkeit und ein vernünftiger und ehrenhafter Mut die besten Schutzmittel. Luther.

135. Schön ist der Mutter liebliche Hoheit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft.
Nicht auf der Erden ist ihr Bild und ihr Gleichnis
zu sehn.

---

*) Vollkommene Glückseligkeit besteht für den heiligen Franciscus in Demut, Geduld im Leiden, Selbstbesiegung.

Hoch auf des Lebens Gipfel gestellt,
Schließt sie blühend den Kreis des Schönen!
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt.
Selber die Kirche, die göttliche, stellt nichts
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron!
Höheres bildet selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn. Schiller.

136. Der Wein und die Weiber bringen manchen in Jammer und Herzeleid; wollen wir darum den Wein fortschütten und die Weiber umbringen? Nicht doch!
Luther.

137. Ein Weibsbild ist ein Gericht für die Götter, wenn's der Teufel nicht zugerichtet hat; aber diese Halunken von Teufeln machen den Göttern viel Verdruß mit den Weibern: denn von jedem Dutzend, das sie erschaffen, verderben ihnen die Teufel sechse. Shakespeare.

138. Sein einen Augenblick — heißt Leben!
Friedrich der Große.

139. Was Heute heißt, eilt ohne Ziel,
Was sein wird, ist des Zufalls Spiel,
Und was verging, gleicht einem Traume.
Friedrich der Große.

140. Wenn unsere Kenntnisse Schätze sind, so muß man sie nicht vergraben, sondern sie nutzbar machen, indem man sie in einer allen unsern Mitbürgern verständlichen Sprache allgemein verbreitet. Friedrich der Große.

141. Den Bienen gleich sauge ich den Honig aus den Blüten und überlasse es den Spinnen, die Blumen zu vergiften. Friedrich der Große.

142. Nichts ist so kostbar als die Zeit, und derjenige, der sie mit unnützen Phrasen verliert, ist ein Verschwender. Friedrich der Große.

143. Der Atem der Zeit sauset, und wen er berührt, der weiß nicht, wie er gestern dachte, noch wie er morgen denken wird. Immermann.

144. Nicht leer sind die Wogen der Zeit, nicht wirkungslos wälzen sie sich dahin durch unsere Sinne; wunderbar Großes wirken sie an der Seele. Sie kamen und gingen von Tag zu Tag, und im Kommen und Gehen pflanzten sie mir neue Gestalten und neue Erinnerungen ein. Augustinus.

145. Große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir uns von Gott erbitten sollen. Goethe.

146. Am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen. Goethe.

147. Die Zeit trägt einen Ranzen auf dem Rücken,
Worin sie Brocken wirft für das Vergessen,
Dies große Scheusal der Undankbarkeit.
Die Krumen sind vergangne Großtat, aufgezehrt
So schleunig, als vollbracht, sobald vergessen,
Als ausgeführt. —

Denn Zeit ist wie ein Wirt nach heut'ger Mode,
Der lau dem Gast die Hand drückt wenn er scheidet,
Doch ausgestreckt den Arm als wollt' er fliegen,
Umschlingt den, welcher eintritt.
Stets lächelt Willkomm, Lebewohl geht seufzend.
Nie hoffe Wert für das, was war, den Lohn;
Denn Schönheit, Witz,
Geburt, Verdienst im Kriege, Kraft der Sehnen,
Geist, Freundschaft, Wohltat, alle sind die Knechte
Der neidischen, verleumdungssücht'gen Zeit.
Natur macht hierin alle Menschen gleich:
Einstimmig preist man neugebornen Tand,
Ward er auch aus Vergangnem nur geformt,
Und schätzt den Staub, ein wenig übergoldet,
Weit mehr als Gold, ein wenig überstäubt.
Die Gegenwart rühmt Gegenwärt'ges nur.
Shakespeare.

148. Gefährliche Gedanken sind gleich Giften,
Die man zuerst kaum wahrnimmt am Geschmack;
Allein nach kurzer Wirkung auf das Blut
Gleich Schwefelminen glühn. Shakespeare.

149. Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug, und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. Ernst Moritz Arndt.

150. Wisse, liebster Bruder, daß die Höflichkeit eine Eigenschaft Gottes ist, der seinen Sonnenschein und seinen Regen Gerechten und Ungerechten gibt aus Höflichkeit. Und die Höflichkeit ist die Schwester der Liebe, da sie den Haß auslöscht und die Liebe erhält.

Franz von Assisi.

151. Auch der Reichtum ist eine Kraft,
So gut wie Weisheit und Stärke,
Kann werden nicht minder ehrenhaft
Verwendet zum Menschheitswerke.

Rückert.

152. Den Kohl, den du dir selber gebaut,
Mußt du nicht nach dem Marktpreis schätzen;
Du hast ihn mit deinem Schweiß betaut,
Die Würze läßt sich durch nichts ersetzen.

Rückert.

153. Schlage die Trommel und fürchte dich nicht
Und küsse die Marketenderin!
Das ist die ganze Philosophie,
Das ist der Bücher tiefster Sinn.
Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveille mit Jugendkraft,
Marschiere trommelnd immer voran.
Das ist die ganze Wissenschaft! Heine.

154. Die höchste Kritik ist nichts anderes als ein Erzählen von seiner eigenen Seele. Oskar Wilde.

155. Man kann von der Dichtung an die Welt der Tatsachen appellieren; über der Seele gibt es keine Instanzen. Oskar Wilde.

156. Die ganze Welt ist Bühne.
Und alle Frau'n und Männer, bloße Spieler,
Sie treten auf und gehen wieder ab.
Sein Leben lang spielt einer manche Rollen
Durch sieben Akte hin. Zuerst das Kind,
Das in der Wärtrin Armen greint und sprudelt;
Der weinerliche Bube, der mit Bündel
Und glattem Morgenantlitz wie die Schnecke
Ungern zur Schule kriecht; dann der Verliebte,
Der wie ein Ofen seufzt, mit Jammerlied
Auf seiner Liebsten Brau'n; dann der Soldat,
Voll toller Flüch' und wie ein Pardel bärtig,
Auf Ehre eifersüchtig, schnell zu Händeln,
Bis in die Mündung der Kanone suchend
Die Seifenblase Ruhm. Und dann der Richter,
In rundem Bauche, mit Kapaun gestopft,
Mit strengem Blick und regelrechtem Bart,
Voll weiser Sprüch' und neuester Exempel,
Spielt seine Rolle so. Das sechste Alter
Macht den besockten hagern Pantalon,
Brill' auf der Nase, Beutel an der Seite;
Die jugendliche Hose wohl geschont,
Ne Welt zu weit für die verschrumpften Lenden;
Die tiefe Männerstimme umgewandelt
Zum kindischen Diskante, pfeift und quäckt
In seinem Ton. Der letzte Akt, mit dem
Die seltsam wechselnde Geschichte schließt,
Ist zweite Kindheit, gänzliches Vergessen,
Ohn' Augen, ohne Zahn, Geschmack und Alles.
Shakespeare.

157. Wir wollen das Verdienst nicht vor seiner Geburt taufen, und ist es geboren, so soll seine Bezeichnung demütig sein.
Shakespeare.

158. Wenn die Lehrer Pedanten sind, verweilt ihr kritteliger Geist zu lange bei Kleinigkeiten und vernachlässigt die Hauptsache. Breit, weitschweifig, langweilig, gehaltlos in ihrem Unterricht, belästigen sie ihre Schüler und flößen ihnen Widerwillen gegen die Studien ein. Man soll nur das lehren, was zu wissen notwendig ist; man soll das übrige beiseite lassen.

Friedrich der Große.

159. Mein Neffe lerne, daß alle Menschen gleich sind, und die Geburt, wenn sie nicht durch Verdienst unterstützt wird, nur eine Chimäre ist.

Friedrich der Große.

160. Euer Leben ist eine Ritterschaft; kämpft freudig, nicht sag' ich mit Schwertern und Spießen, sondern mit Geduld, Sanftmut und Freundlichkeit gegen jedermann.

Luther.

161. Gott hat den Menschen zur Gesellschaft, nicht zur Einsamkeit geschaffen. Diese letztere macht Schmerzen und Traurigkeit; daher haben die Alten gesagt: Ein melancholischer Kopf ist ein gefundenes Fressen für den Teufel.

Luther.

162. Es ist ein großes Zeichen von der Gebrechlichkeit unserer Natur, daß wir Bücher haben müssen. Früher ist man zu den Vätern gegangen, hat nach allen Dingen gefragt, und sie haben aus dem Geist geantwortet. Da ward fein ohne alle Schrift, durch lebendiges Wort regiert! — Wenn Gott einem Volk hat helfen wollen, hat er's nicht mit Büchern getan, sondern so, daß er einen Mann oder zwei ausgesondert hat, die regieren besser als alle

Schrift und Gesetze. Es liegt nicht an Büchern noch Vernunft, es liegt daran, daß Gott rechte Männer auf die Erde schickt. Luther.

163. Obrigkeit ändern und Obrigkeit bessern sind zwei Dinge, so weit voneinander wie Himmel und Erde. Luther.

164. Fall' hin und her, verzweifle nur nicht, und steh' wieder auf! Luther.

165. Es ist lächerlich, wenn die Philister sich der größeren Verständigkeit und Aufklärung ihres Zeitalters rühmen und die früheren barbarisch nennen. Der Verstand ist so alt wie die Welt; auch das Kind hat Verstand: aber er wird nicht in jedem Zeitalter auf gleiche Weise und auf einerlei Gegenstände angewendet. Goethe.

166. Die Güte des Herzens nimmt einen weiteren Raum ein als der Gerechtigkeit geräumiges Feld. Goethe.

167. Der Zweck der tätigen Menschengilde
Ist die Urbarmachung der Welt,
Ob du pflügest des Geists Gefilde
Oder bestellest das Ackerfeld.
Rückert.

168. Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.
Lessing.

169. Nichts ist sicherer als die niederschlagende Wahrheit, daß die öffentliche Meinung ganzer Zeitalter sich im Irrtum bewegen kann. Treitschke.

170. Das Volk, das an sich verzweifelt, an dem verzweifelt die Welt, und die Geschichte schweigt auf ewig von ihm. Unser Volk ist in einem jeglichen von uns — darum lasset uns wacker sein! Ernst Moritz Arndt.

171. Jedes Dogma, auch das von uns nicht geglaubte, welches soundso viele Landsleute teilen, muß für die Mitbürger und die Regierung heilig sein.
Bismarck.

172. Wir können den Lauf der Zeit nicht dadurch beschleunigen, daß wir unsere Uhren vorstellen.
Bismarck.

173. Die Scheu vor der Verantwortung ist eine der Krankheiten unserer Zeit. Bismarck.

174. In anderthalb Jahren läßt sich viel Böses tun, aber nicht sehr viel Gutes schaffen. Bismarck.

175. Ich für meinen Teil werde den Weg, den ich im Interesse des Vaterlandes für den rechten erkenne, unbedingt bis ans Ende gehen, unbeirrt — mag ich Haß oder Liebe dafür ernten, das ist mir gleichgültig.
Bismarck.

176. Prestige ist etwas furchtbar Lästiges, etwas, an dem man schwer zu tragen hat, und das man leicht satt wird. Bismarck.

177. Ich habe das Gefühl, daß der Staat auch für seine Unterlassungen verantwortlich werden kann.
Bismarck.

178. Wir sind noch alle viel zu sehr erfüllt von Parteikampfeszorn, wir glauben noch an die Größe der Parteien.
Bismarck.

179. Es ist alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Hoheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt.
Bismarck.

180. Die Buchdruckerkunst ist des Antichristen auserlesenes Rüstzeug, mehr als das Schießpulver, welches, nachdem es ursprünglich der Haupthebel, wenigstens der sichtbarste, zum Umsturz natürlicher politischer Ordnung und zum Etablissement des souveränen rocher de bronce war, jetzt mehr den Charakter einer heilsamen Arznei gegen die von uns selbst hervorgerufenen Übel annimmt, wenn es auch einigermaßen in die Apotheke jenes Arztes gehört, der den Gesichtskrebs durch Amputation des Kopfes heilte.
Bismarck.

181. Mit schlechten Gesetzen und guten Beamten läßt sich immer noch regieren; bei schlechten Beamten aber helfen uns die besten Gesetze nichts.
Bismarck.

182. Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt, und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann.
Bismarck.

183. Weil Zeit zum Denken und Ruhe im Denken fehlt, so erwägt man abweichende Ansichten nicht mehr: man begnügt sich, sie zu hassen. Bei der ungeheuren Beschleunigung des Lebens wird Geist und Auge an ein halbes und falsches Sehen und Urteilen gewöhnt, und jedermann gleicht den Reisenden, welche Land und Volk von der Eisenbahn aus kennen lernen. Selbständige und vorsichtige Haltung der Erkenntnis schätzt man beinahe als eine Art Verrücktheit ab; der Freigeist ist in Verruf gebracht, namentlich durch Gelehrte, welche an seiner Kunst, die Dinge zu betrachten, ihre Gründlichkeit und ihren Ameisenfleiß vermissen und ihn gern in einen einzelnen Winkel der Wissenschaft bannen möchten: während er die ganz andere und höhere Aufgabe hat, von einem einsam gelegenen Standorte aus den ganzen Heerbann der wissenschaftlichen und gelehrten Menschen zu befehligen und ihnen die Wege und Ziele der Kultur zu zeigen.

Nietzsche.

---

184. Kant hat uns aufmerksam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gebe, daß dieses höchste Vermögen, was der Mensch besitzt, Ursache habe, über sich selbst zu wachen. Wie großen Vorteil uns diese Stimme gebracht, möge jeder an sich selbst geprüft haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe stellen, daß eine Kritik der Sinne nötig sei, wenn die Kunst überhaupt, besonders die deutsche, irgend wieder sich erholen und in einem erfreulichen Lebensschritt vorwärts gehen solle.

Goethe.

185. Shakespeares Kunst ist keine Künstelei; gerade das, was am meisten Wert hat, ist nicht mit Absicht oder mit Vorbedacht da. Es erwächst aus den Tiefen der Natur

durch diese edle, aufrichtige Seele, die eine Stimme der Natur ist. Die spätesten Generationen der Menschheit werden neue Bedeutung in Shakespeare finden, neues Licht über ihr eigenes menschliches Wesen. Carlyle.

186.

Wie Natur im Vielgebilde einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde webt ein Sinn der ew'gen Art.

Goethe.

187. Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst; deswegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt.

Goethe.

188. Die Künste ahmen der Natur nach. Aber sie ahmen nicht geradezu das nach, was man mit Augen sieht, sondern gehen auf jenes Vernünftige zurück, aus welchem die Natur besteht, und wonach sie handelt.

Goethe.

189. In der Kunst und Poesie ist die Persönlichkeit alles. Goethe.

190. Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind.

Goethe.

191. Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen. Goethe.

192. Klarheit ist die erste Regel, welche sich diejenigen vorschreiben müssen, die sprechen und schreiben, weil es sich darum handelt, durch Worte seine Gedanken zu malen und seine Ideen auszudrücken. Was helfen die

richtigsten Gedanken, die stärksten, die glänzendsten, wenn man sie nicht verständlich machen kann?

Friedrich der Große.

193. Durch die Sprache lernen wir, bestimmt denken, und bei bestimmten und lebhaften Gedanken suchen wir deutliche und lebendige Worte. „Unsere Wärterinnen, die unsere Zunge bilden, sind unsere ersten Lehrer der Logik.“ In Deutschland hat Luther in diesem Gesichtspunkt unendlich Verdienst. Er ist's, der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgewecket und losgebunden; er ist's, der scholastische Wortkrämerei wie jene Wechslertische verschüttet, er hat durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben. Herder.

194. Die Sprachen sind die Scheiden, in denen das Messer des Geistes steckt. Luther.

195.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht.
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

Schiller.

196.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken;
Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt.

Schiller.

197.

Leben atme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter,
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus. Schiller.

198. Du sollst dir auf keinen Fall deine Freiheit, die dir Gott gegeben hat, nehmen lassen. Luther.

199. Da die menschliche Vernunft ebensowenig den Begriff der Natur als den der Freiheit aufgeben kann, muß sie allem Anschein zum Trotz voraussetzen, daß kein wahrer Widerspruch zwischen Freiheit und Naturnotwendigkeit angetroffen werde. Kant.

200. Unser göttlicher Meister hat seine Lehre nie zu beweisen gesucht, denn das volle Bewußtsein der Wahrheit verschmäht die Form des Beweises. Max Müller.

201. Wer von der schlummernden Wahrheit die Bettdecke wegzieht, den nennt man einen Ruhestörer. Börne.

202. Das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe. Goethe.

203. Nach meiner Art zu forschen, zu wissen und zu genießen, darf ich mich nur an Symbole halten. Goethe.

204. Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals direkt von uns erkennen; wir erschauen es nur im Abglanz, Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen. Wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsche nicht entsagen, es dennoch zu begreifen. Goethe.

205. Licht, wie es mit der Finsternis die Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der Seele, welche mit der Materie den Körper bildend belebt. So wie der Purpurglanz

der Abendwolke schwindet und das Grau des Stoffes zurückbleibt, so ist das Sterben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblassen des Seelenlichtes, das aus dem Stoffe weicht. Goethe.

206. Wenn man das Treiben und Tun der Menschen seit Jahrtausenden überblickt, so lassen sich einige allgemeine Formeln erkennen, die je und immer eine Zauberkraft über ganze Nationen wie über die einzelnen ausgeübt haben, und diese Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, sind die geheimnisvolle Mitgabe einer höheren Macht ins Leben.
Goethe.

207. Wenn der uralte heilige Vater mit gelassener Hand aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde säet, küss' ich den letzten Saum seines Kleides, kindliche Schauer treu in der Brust. Goethe.

208. Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Überall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß. Goethe.

209. O Herz, ermut'ge dich, immer zu lieben,
Ob uns auch Jugend und Schönheit entflöhn.
Sie sind nicht entflohn, wo Lieb' ist geblieben;
Denn nur die Liebe ist jung und schön.
Rückert.

210. Die Schönheit der Welt steht groß und nah
Vor des Menschen natürlichen Augen da;
Du brauchst nicht, um sie zu ergreifen,
Fernrohr und Kleinsehglas zu schleifen.
Rückert.

211. Baue nach Lust dein Feld,
Nach deinem Bedarf dein Haus,
Und sieh auf die tolle Welt
Behaglich zum Fenster hinaus. Rückert.

212. Ich gewöhne mich daran, die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit in mir vorherrschend werden zu lassen.
Bismarck.

213. Wer die Stimme eines Löwen und das Tun eines Hasen hat, ist der nicht ein Ungeheuer? Shakespeare.

214. Man hört den Schriften eines Einsiedlers immer auch etwas von dem Widerhall der Öde, etwas von dem Flüstertone und dem scheuen Umsichblicken der Einsamkeit an; aus seinen stärksten Worten, aus seinem Schrei selbst klingt noch eine neue und gefährlichere Art des Schweigens, Verschweigens heraus. Wer jahraus, jahrein und tags und nachts allein mit seiner Seele im vertraulichen Zwiste und Zwiegespräche zusammengesessen hat, wer in seiner Höhle — sie kann ein Labyrinth, aber auch ein Goldschacht sein — zum Höhlenbär oder Schatzgräber oder Schatzwächter und Drachen wurde: dessen Begriffe selber erhalten zuletzt eine eigene Zwielichtfarbe, einen Geruch ebensosehr der Tiefe als des Moders, etwas Unmitteilsames und Widerwilliges, das jeden Vorübergehenden kalt anbläst. Nietzsche.

215. Die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön; wenn der Dornstrauch blüht und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So ein heller Dezembertag ist auch wohl schön und dankenswert, wenn Berg und Tal in Schnee gekleidet sind und uns Boten in der Morgenstunde der Bart bereift; aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schießt Ähren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab. —

Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge.

Es ist, als ob Er vorüberwandle und die Natur habe Sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg in ihrem Feierkleid und frohlocke!

Claudius.

216.

Du weißt von Runen, die geheimnisvoll
Bei dunkler Nacht von unbekannten Händen
In manche Bäume eingegraben sind;
Wer sie erblickt, der kann nicht wieder fort,
Er sinnt und sinnt, was sie bedeuten sollen,
Und sinnt's nicht aus, das Schwert entgleitet ihm,
Sein Haar wird grau, er stirbt und sinnt noch immer.

Hebbel.

XII.

Epilog.

Ein holder, entzückender Maimorgen, eins der hohen Feste der Natur. Das junge Buchenlaub am Waldrande leuchtet wie Gold, über die Tautropfen des Wiesenhangs flutet das Sonnenlicht und durchdringt die Luft mit erwärmender Kraft. Durch das Gezweig erklingt vielstimmiger Jubel der kleinen Sänger, er kündet ein begeistertes Lob dieser schönen Welt. Ein Fink, in seinem bunten Gefieder der fröhlichsten einer, saß dicht an der Wiese und pries schmetternd das Reich der Lüfte als sein Paradies. Er schien sich eins zu fühlen mit dieser hellen und freien Natur. Da ward sein Blick durch ein eigenes Schauspiel gefesselt.

Gerade dort, wo fleißige Ameisen eine Straße gebaut, erhob sich ein Stück des Rasens mit einem Ruck. „Wehe, ein Erdbeben!" riefen die Ameisen und purzelten übereinander. Schwarze Erde bedeckte im Nu das Gras, und aus dem Erdhaufen zwängte sich ein schwarzer Gesell. Sauertöpfisch blinzelte er in das Licht und schob ein dunkles Monokel vors Auge, als wolle er es schützen. „Ah, der Geheime Kaminrat", flüsterte der Fink und sah aufmerksam zu Boden, doch so, als hätte er Mitleid mit dem Schwarzen, der in nervösem Zucken seine Schnauze hob. Es war ein Brahmine unter den Maulwürfen, jeder

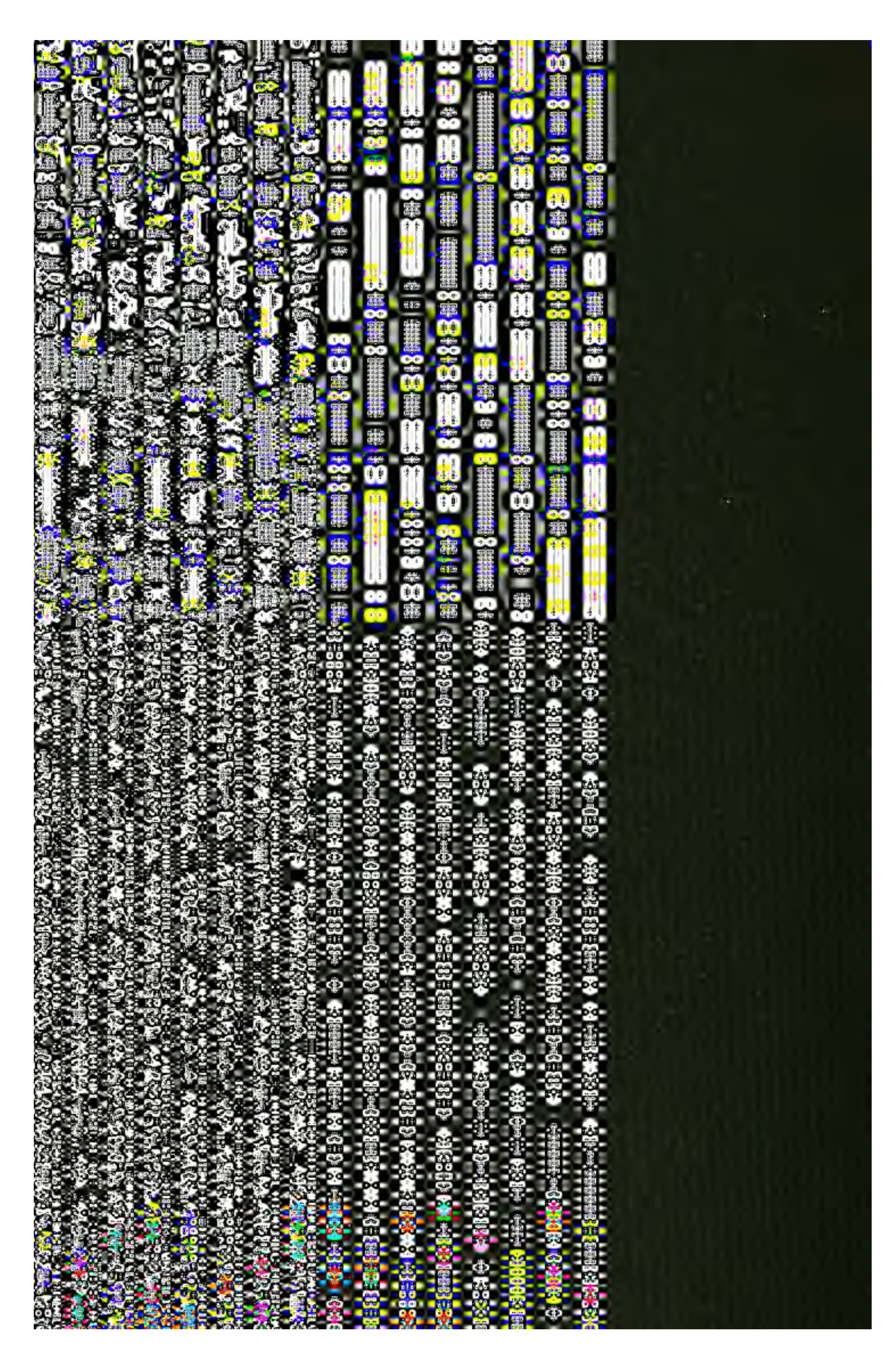
Zentimeter ein Brahmine. „Alter Herr," rief der Fink ihm zu, „wollt auch Ihr einmal Tau von den Gräsern trinken, im Sonnenlicht baden, mit dem Morgenwinde kosen? Kommt, ich leihe Euch ein Paar Flügel, dann fliegen wir durch den Wald und erfreuen uns an Duft, Grün und Sonnenschein! Da könnt Ihr auch Menschen sehen in ihren kunstvollen Kleidern und lernt etwas von Perspektive." — — „Pah," unterbrach ihn der Maulwurf, „nicht voreilig, junger Mann, für den Schwindel danke ich. Perspektive! In der letzten Sitzung der Akademie der Brahminen wurde einstimmig festgestellt, daß wir Maulwürfe die allein richtige Perspektive besitzen. Wir sind gründlich, wir sehen nicht rechts noch links, wir bohren weiter und weiter und bringen etwas vor uns. Zum Kuckuck mit Eurem Licht und Grün! Schwarz ist die wahre Farbe, die Farbe der Einheit; schwarz sehe ich mein Inneres, schwarz ist's um mich her, und das Blendwerk erfüllt mich mit stets neuem Haß, wenn auch ich bei einer Tagfahrt mich einmal umsehen will, was man da oben treibt. Als ob ich Welt und Menschen nicht kennte, die plumpen, boshaften Geschöpfe! Sie verderben uns fleißigen Grabern den schönsten Teil vom Park, indem sie einen kolossalen Steinkloß aufführen, den sie das Schloß nennen. Das niederträchtigste sind aber ihre Fallen, die im Rasen stecken. Wie viele meiner Stammesgenossen mußten dran glauben, und hätte ich nicht die feine Witterung — — pfui Teufel!"

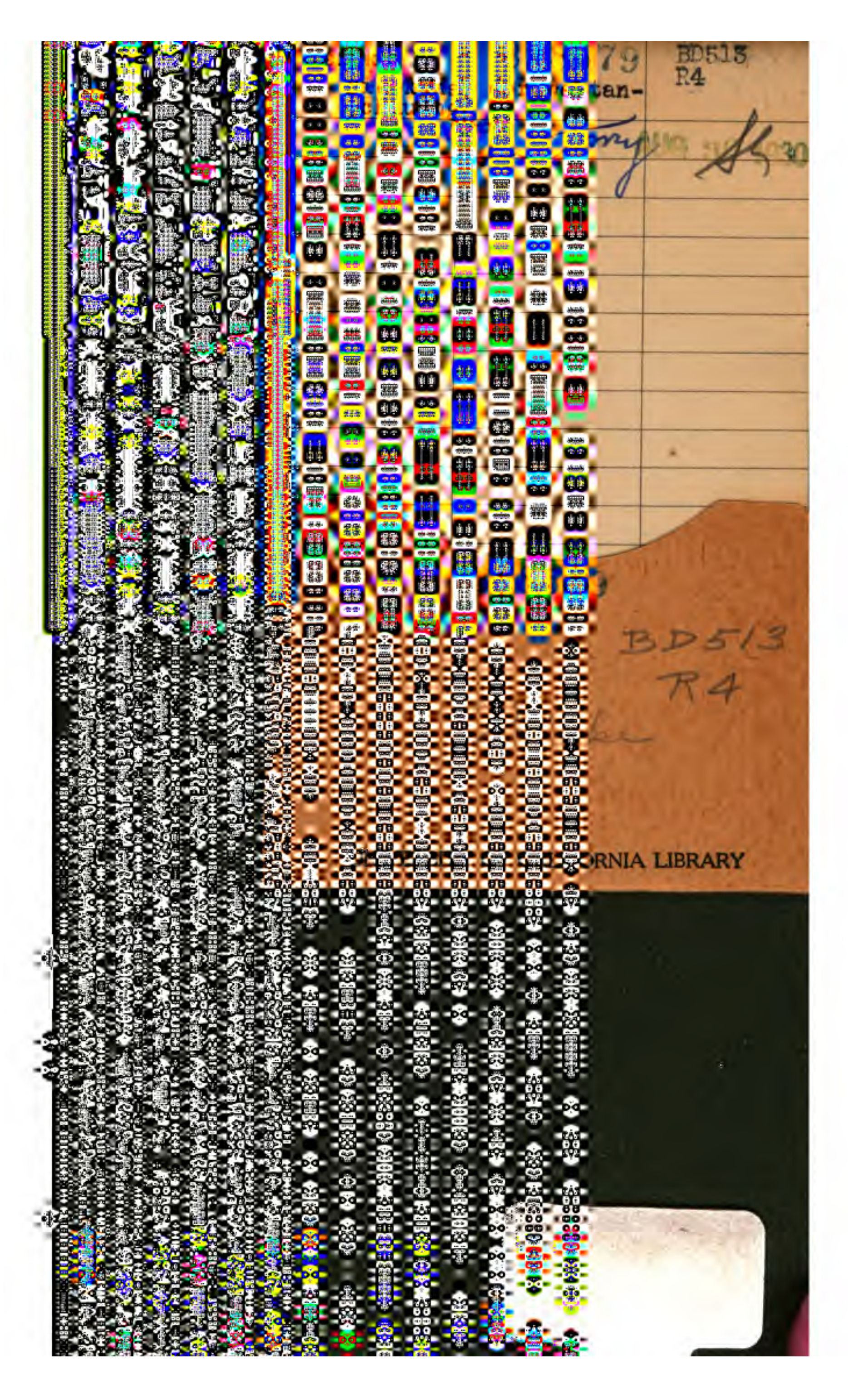
„Ihr müßtet eine gute Weile am Licht bleiben, bis Ihr es vertragt," versetzte der Fink, „auch könnt Ihr auf den Baum klettern lernen, die Natur von oben zu schauen; dann würdet Ihr frei von Euren grämlichen Gedanken. Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt!" schmetterte er begeistert.

„Jetzt hört auf," prustete der Maulwurf, „nun kommt Ihr noch mit dem lieben Gott; den gibt es ja gar nicht! Ich habe ihn noch nie gefunden, weder geschmeckt noch gerochen, und in der Erde könnte er am ehesten noch sitzen, hier oben am indiskreten Licht sieht man doch nichts von ihm. Unten bei mir kenne ich alles, da verwirrt keine Helligkeit. Und frei bin ich von oberflächlichem Optimismus, das könnte mir schon genügen; wahrhaft frei macht aber erst das Wühlen im Erdreich und das Fressen von Engerlingen, das lehrten schon längst die Weisesten unter uns. Unser Ideal ist Fleiß im Graben und im Würmerfang; nutzlose Kunst und was Ihr Naturschönheit nennt, verachten wir." Sprach's und duckte in sein Erdloch zurück.

Der Vogel zwitscherte ein lustiges Lied und flog voller Freude davon, hellblickend nach außen und hell im Innern.

Inhaltsverzeichnis.




79
BD513
R4
tan-
BD513
R4
ORNIA LIBRARY